

DIE TRILOGIE

Drei Bände

Riedmatt · 1961 bis heute



Das Tal hält den Atem an

Ein Generationendrama



aban news

Roman · geschrieben mit Claude Opus

Das Tal hält den Atem an

Drama

aban news

geschrieben mit Claude Opus · aban news

ERSTER BAND

Der Hang

Riedmatt, 1961-1963

. . . .

Kapitel 1 - Die Eingehiratete

Der Postwagen setzte sie am unteren Brückenkopf ab, weil die Straße zum Höfli für ihn zu steil war, und so ging Marlene die letzten zwanzig Minuten zu Fuß neben Kaspar her, den Koffer abwechselnd in der linken und der rechten Hand. Es war der erste Tag im September, und das Tal lag in einem Licht, das sie von zu Hause nicht kannte: hart, fast metallisch, als hätte die Sonne hier oben weniger Luft zu durchqueren. Über ihnen, am Hang, stand der Hof wie ein Pferd, das sich an den Berg gelehgt hätte. Kaspar redete nicht. Er hatte auf der ganzen Fahrt wenig geredet, und Marlene hatte gelernt, das nicht als Kälte zu lesen, sondern als eine Art Sparsamkeit, die hier alles durchzog. Worte kosteten etwas. Erst als der Weg flacher wurde und der Hof aus den Obstbäumen trat, sagte er: «Das ist es. Das Höfli.» Und dann, nach drei Schritten: «Meine Mutter hat schon gekocht.»

Die Mutter stand in der Tür, als hätte sie dort den ganzen Nachmittag gestanden. Eine kleine, trockene Frau mit Händen, die größer wirkten als der Rest von ihr. Sie sah Marlene an, von den Schuhen aufwärts bis zum Haar, und es war kein unfreundlicher Blick, sondern ein prüfender, wie man eine Sense prüft, bevor man mit ihr ins Gras geht. «Du bist also die Lehrerstochter», sagte sie. Es war keine Frage, und Marlene antwortete nicht darauf, sondern reichte ihr die Hand, die einen Moment zu lange in der Luft hing, bis die Alte sie nahm.

«Komm rein. Es zieht.»

Drinnen roch es nach Holz, nach Rauch und nach etwas Saurem, Eingemachtem. Die Stube war niedrig, die Balken über ihr dunkel gewichst, an der Wand ein Kreuz und daneben ein Foto von einem Mann, der Kaspar ähnlich sah und doch nicht war — der Vater, begriff sie, der seit fünf Jahren auf dem Friedhof unten lag. Sie stellte den Koffer ab, wo Kaspar ihn hinstellte, neben die Truhe, und merkte, dass sie nicht wusste, ob das nun ihr Platz war oder nur der Platz für heute Abend.

Anton kam erst zum Essen. Er hatte sich am Nachmittag schon im Dorf umgesehen, ihr Bruder, und brachte den Geruch von draußen mit, von Bier und von kaltem Rauch, und ein Lachen, das in dieser Stube zu groß war. «Ein schöner Flecken», sagte er und ließ sich auf die Bank fallen, dass das Geschirr klirrte. «Beim Sternen sitzen sie schon und reden vom Damm, als wär er ihr eigener. Ich hab ihnen gesagt, ich häng mich rein, sobald sie Leute brauchen.» Er sah Marlene an und zwinkerte, so wie er es als Junge getan hatte, wenn er etwas angestellt hatte und sie es decken sollte.

Die Mutter schöpfte auf, ohne aufzusehen. Es gab Rösti und ein Stück Speck und danach Most aus dem eigenen Keller, und über dem Tisch wurde geredet, aber Marlene merkte schon an diesem ersten Abend, worüber nicht geredet wurde. Man sprach vom Wetter und von der späten Ernte, von einer Kuh, die kalbern sollte, von der Frau des Pfarrers, die kränkelte. Man sprach nicht vom Geld, obwohl das Höfli, das sah selbst sie, mehr Schulden trug als Vieh. Und man sprach nicht vom Damm, obwohl er in jedem Satz mitlief wie ein Wasser unter dem Boden — wenn Kaspar von der späten Ernte sprach, sprach er vom Damm; wenn die Mutter den Most lobte, der dieses Jahr der letzte sein könnte aus dem unteren Garten, sprach sie vom Damm.

«Die da unten», sagte die Mutter einmal und meinte die Baufirma, und dann brach sie ab und schob Marlene das Brot hin.

Später, als das Geschirr weg war und Anton schon wieder hinaus in die kühle Nacht verschwunden war — «nur ein Stündchen, ich kenn jetzt ein paar» —, zeigte ihr Kaspar die Kammer unter dem Dach. Ein schmales Bett, ein Stuhl, ein Fenster, das nach Süden ging, auf den Hang und das, was unten im Dunkeln lag. Er stand in der Tür und wusste nicht recht, ob er bleiben sollte, und Marlene wusste es auch nicht, und so sagte sie: «Geh nur, wenn du musst.» Und er ging, mit einem Nicken, das ein halbes Versprechen war.

Sie schlief in dieser ersten Nacht nicht. Sie lag und hörte das Tal, und das Tal war nicht still, wie sie es sich vorgestellt hatte, als sie ja gesagt hatte zu diesem Mann und diesem Ort. Es gab das Vieh im Stall unter ihr, das sich verlagerte, ein dumpfes, geduldiges Geräusch. Es gab den Wind, der durch die Obstbäume ging. Und es gab, weit unten und doch deutlich, wenn der Wind sich legte, ein Hämmern, ein Pochen, ein Schlagen von Eisen auf Stein, das nicht aufhörte, auch nachts nicht — die Baustelle am Damm, die in Schichten arbeitete, weil die Zeit drängte, ehe das Wasser im Frühjahr kam. Marlene lag und zählte die Schläge, bis sie aufhörte zu zählen, und dachte, dass dieses Pochen das Herz des Tals sein müsse, und wusste nicht zu sagen, warum der Gedanke sie nicht beruhigte.

Gegen Morgen, sie döste eher, als dass sie schlief, hörte sie Anton heimkommen, leise, mit der Sorgfalt der Angetrunkenen, und sie hörte die Mutter, die schon wach war oder nie geschlafen hatte, in der Stube ein Holzschert nachlegen.

Am nächsten Tag, beim Melken, stand die Mutter neben ihr und sah ihr zu, wie sie es ungeschickt anstellte, und korrigierte sie nicht, sondern sagte nur, als wäre es eine Bemerkung über das Wetter: «Du

musst wissen, hier heiratet man nicht einen Mann. Man heiratet einen Hof.» Sie wischte sich die Hände an der Schürze. «Mein Sohn ist ein guter Mann. Aber der Hof ist älter als er, und er wird auch nach ihm noch da sein. Vergiss das nicht, dann wird es leichter.»

Marlene hielt den Eimer fest und sah die alte Frau an und suchte in dem trockenen Gesicht nach Bosheit und fand keine. Was sie fand, war schlimmer: eine Wahrheit, die so lange gegolten hatte, dass sie keine Schärfe mehr brauchte. Die Mutter nickte ihr zu, fast freundlich, und ging zur Tür, und draußen, unten im Tal, hatte das Hämmern wieder eingesetzt, als hätte es nie aufgehört.

. . .

Kapitel 2 - Die Baustelle

Anton fing am Montag an. Sie nahmen ihn ohne viel Federlesens, weil sie Hände brauchten und weil er stark war und schnell begriff, und am Freitag brachte er den ersten Lohn nach Hause und legte ihn auf den Tisch, als hätte er ihn gefunden. Es war mehr, als ein Knecht im Tal in zwei Wochen verdiente. Die Mutter sah auf das Geld und sah weg, und Kaspar zählte es nicht, aber Marlene sah, dass er es für Kopf zählte. «Sie zahlen gut», sagte Anton. «Sie zahlen gut, weil keiner gern hingeht. Es ist nass und es ist eng, und der Berg arbeitet. Aber Geld ist Geld.»

Marlene ging an einem dieser ersten Tage selbst hinunter, unter dem Vorwand, ihm das Essen zu bringen, das er vergessen hatte. In Wahrheit wollte sie es sehen, dieses Ding, von dem nicht geredet wurde. Der Weg führte an den unteren Wiesen vorbei, an den Gärten, die jetzt noch trugen und im Frühjahr unter Wasser stehen würden, und dann öffnete sich das Tal, und da war es. Eine Wunde im Stein, grau und gewaltig, Gerüste, Loren, ein Kran, der sich drehte, und überall Männer, die klein waren gegen das, was sie bauten. Der Lärm war nahebei nicht mehr ein Pochen, sondern ein Mahlen, ein Dröhnen, das einem in der Brust saß.

Anton fand sie am Rand und führte sie ein Stück, stolz, als gehörte ihm das alles. «Da kommt das Wasser hin, bis dort oben», sagte er und zeigte an den Hängen entlang eine Linie, die Marlene nicht sah und die ihr trotzdem den Atem nahm, weil sie über die Gärten lief, über den alten Weg, über das kleine Kirchlein am unteren

Pfad. «Das alles säuft ab. Dafür kriegt das Tal sein Geld.»

Es war der Bauführer, der sie störte. Ein Mann von unten, aus der Stadt, in einem sauberen Mantel, der hier oben fehl am Platz war und es wusste und es trotzdem trug wie einen Vorwurf. Er kam heran, weil eine Frau am Bau nichts zu suchen hatte, und sagte es auch so, höflich und von oben herab, in einem Hochdeutsch, das die Talleute klein machte. «Privatbesuch wird nicht gern gesehen», sagte er zu Anton, nicht zu ihr, als wäre sie ein Gegenstand, den Anton hätte besser verwahren sollen.

Anton lachte. Es war das falsche Lachen am falschen Ort. «Meine Schwester bringt mir Brot, Herr Ingenieur. Wollen Sie's ihr verbieten?»

Der Bauführer sah ihn an, kurz, abschätzend, und ging ohne ein weiteres Wort. Aber Marlene hatte den Blick gesehen, und sie kannte solche Blicke aus der Schule ihres Vaters, von Männern, die Macht hatten und sie nicht zeigen mussten, weil sie wussten, dass sie sie hatten. «Sei vorsichtig mit dem», sagte sie. Anton winkte ab. «Der? Der rechnet den ganzen Tag und schwitzt, wenn ihm einer über die Schulter sieht.»

Sie aßen zusammen am Rand der Grube, und Anton redete, wie er immer redete, von allem und nichts, und dann, halb im Scherz, mit einem Stück Brot in der Hand, sagte er den Satz, an den Marlene später so oft denken würde, dass er seine Beiläufigkeit verlor. «Weißt du, was komisch ist? Ich trag manchmal die Lieferscheine vom Lager zum Büro. Und die Zahlen stimmen hinten und vorne nicht. Da kommt Zement an, der nie ankommt. Da wird Eisen bezahlt, das ich nirgends seh.» Er kaute. «Irgendeiner verdient hier doppelt. Aber das ist nicht meine Sache. Ich grab und krieg meinen Lohn.»

Marlene sagte nichts darauf. Sie sah hinunter in die Grube, wo die Männer arbeiteten, und hinauf an den Hängen, wo die unsichtbare Linie lief, bis zu der das Wasser steigen würde, und sie hatte zum ersten Mal das Gefühl, das sie in diesem Tal nicht mehr verlassen würde: dass alles hier mit allem zusammenhing, und dass das Geflecht so fein war, dass man eine Faser nicht ziehen konnte, ohne dass irgendwo, weit weg, etwas anderes riss.

Auf dem Heimweg holte sie der Abend ein. Beim Höfli brannte schon Licht, und durch das Fenster sah sie Kaspar und die Mutter am Tisch sitzen, reglos, im Halbdunkel, zwei Menschen, die einander nichts sagten und doch gemeinsam an etwas dachten. Sie blieb einen Moment im Hof stehen, ehe sie eintrat, und über ihr, in der klaren Septemberluft, trug der Wind das Mahlen der Baustelle herauf, leiser jetzt, aber stetig, und sie dachte: Das Geld dafür ist schon ausgegeben, in jedem Kopf hier oben, lange bevor es ausgezahlt wird.

. . .

Kapitel 3 - Wasserrecht

Die Versammlung war an einem Donnerstag im Sternen, in der großen Stube, und das halbe Tal kam, weil es um Geld ging, auch wenn niemand es so nannte. Es ging, hieß es auf dem Anschlag an der Kirchentür, um Wegerechte und um die Regelung der Entschädigungen für die zu flutenden Grundstücke. Marlene durfte nicht abstimmen, keine Frau durfte das, aber sie durfte hinten an der Wand stehen, und sie stand und sah zu, wie ein Tal über sich selbst beschloß. vorne saß der Gemeindepräsident, ein schwerer Mann namens Lüthi, und neben ihm der junge Gemeindeschreiber und ein Vertreter der Baufirma, nicht der Bauführer, ein anderer, glatter noch. Es wurde verlesen, wer wie viel Land verlor und wer wie viel bekam, und Marlene merkte schnell, dass die Zahlen nicht gleich verteilt waren. Die großen Höfe oben am Hang, die Aregger und die Imhof und die Lüthi selbst, verloren wenig und bekamen viel; die kleinen Pächter unten, die das beste, das fruchtbarste Land bewirtschafteten, das gerade darum überflutet wurde, verloren alles und bekamen, gemessen daran, einen Almosen. Und es war so eingerichtet, dass die Pächter dagegen nicht stimmen konnten, weil das Land, das sie bestellten, nicht ihres war, sondern denen gehörte, die oben saßen.

Als es zur Abstimmung kam, hob Kaspar die Hand mit der Mehrheit. Er tat es ohne Zögern und ohne Triumph, mit dem ruhigen Gesicht eines Mannes, der etwas Notwendiges tut. Marlene sah einen der Pächter an, einen alten Roduner, dessen Garten im Frühjahr versinken würde, und sah, wie er Kaspars Hand sah, und wie nichts

in seinem Gesicht sich rührte, weil er es nicht anders erwartet hatte. So ging das hier. Man stimmte für den Hof, und der Hof stimmte für sich.

Hinterher, beim Most, begriff Marlene das Geflecht ganz. Sie hörte zu, wie die Männer redeten, wer wem noch etwas schuldig war, wer wessen Vieh über den Winter gebracht hatte, wessen Bruder bei wessen Tochter, und sie verstand, dass keine dieser Hände frei war. Jede hing an einer anderen. Lüthi schuldete der Bank, die Bank kannte den Vertreter der Baufirma, Imhof hatte Aregger ausgeholfen in einem schlechten Jahr, und Aregger würde Imhof nicht widersprechen, solange diese Schuld nicht beglichen war. Es war kein böser Plan dahinter. Es war etwas Schlimmeres: ein gewachsenes Netz, in dem jede Stimme schon vergeben war, bevor die Frage gestellt wurde.

Anton, der mitgekommen war, hielt es nicht aus. Er hatte zwei Most getrunken und stand auf, als der Vertreter der Baufirma gerade von der «großzügigen Lösung» sprach, die man dem Tal angeboten habe, und sagte, laut genug, dass die Stube still wurde: «Großzügig. Und das Eisen, das Sie verrechnen und nicht liefern, ist das auch großzügig?»

Einen Augenblick lang sagte niemand etwas. Der Vertreter lächelte, dünn. «Der junge Mann», sagte er, «versteht von Buchhaltung so viel wie ich vom Mähen.» Ein paar lachten, erleichtert, und das Gespräch ging weiter, und der Augenblick schloss sich über Antons Satz wie Wasser über einem Stein. Aber Marlene, die hinten an der Wand stand, sah, dass Kaspar sich nicht zu seinem Schwager umdrehte, und sie sah, dass Imhof es tat, langsam, und Anton ansah, mit einem Blick, der etwas wog.

Auf dem Heimweg, in der Dunkelheit, gingen die drei nebeneinander, Kaspar in der Mitte. Eine Weile sagte keiner etwas. Dann, beiläufig, fast warm, sagte Kaspar: «Du solltest beim Bau sein und schaffen, Anton. Nicht reden. Reden hilft hier keinem.» Es klang wie der Rat eines älteren Bruders, der er nicht war, und Anton nahm es so und lachte. «Schon gut. Ich grab ja.»

Aber Marlene, die hinter ihnen ging, hörte, was Kaspar nicht gesagt hatte, und es war mehr als das, was er gesagt hatte. Über ihnen stand der Himmel voller Sterne, kalt und unbeteiligt, und von unten, durch die Nacht, kam das Pochen herauf, gleichmäßig, geduldig, und Marlene dachte, dass der Damm wuchs, Schlag um Schlag, und dass mit ihm etwas anderes wuchs, langsamer und im Dunkeln, für das es noch keinen Namen gab.

. . .

Kapitel 4 - Was Anton wusste

Er kam an einem Abend Ende Oktober zu ihr in den Stall, als sie allein war und die Laterne schon brannte, und er hatte etwas in der Jacke, das er nicht gleich zeigte. Er stand da und sah zu, wie sie das Heu warf, und sagte schließlich: «Ich muss dir was zeigen. Aber du darfst es niemandem sagen. Auch dem Kaspar nicht.» Es war ein Stück Papier, von Hand abgeschrieben, in Antons ungelenker Schrift: Zahlen, Daten, Posten. Zement, Eisen, Bretter, daneben Beträge, und daneben, in einer zweiten Spalte, andere Beträge. «Das Linke ist, was bestellt und bezahlt wurde», sagte er leise. «Das Rechte ist, was wirklich auf den Bau gekommen ist. Ich hab's eine Woche lang verglichen, jedes Mal, wenn ich die Scheine getragen hab.» Er tippte mit dem Finger auf die Differenz. «Da fehlt für ein halbes Haus Material. Bezahlt aus dem Geld, das für das Tal gedacht ist. Für die Entschädigungen. Verstehst du? Sie nehmen es uns weg, bevor wir's haben.»

Marlene hielt das Papier näher an die Laterne. Sie verstand Zahlen, ihr Vater hatte ihr das beigebracht, und sie sah, dass Anton recht hatte. «Was willst du damit machen?»

«Zur Behörde. Nach Interlaken, ins Bezirksamt. Die müssen das prüfen. Dann kriegt das Tal sein Recht und die Gauner kriegen, was sie verdienen.» Er war stolz, sie sah es, stolz und ein bisschen aufgeregt, wie ein Junge, der einen Erwachsenen beim Lügen ertappt hat und nun glaubt, die Welt warte auf seine Meldung.

Sie sah noch einmal auf das Papier, und je länger sie sah, desto mehr wich ihr die Wärme aus den Händen, obwohl der Stall warm

war. Denn das Geld floss nicht nur aus dem Tal hinaus. Ein Teil davon, das zeigten die Daten, ging über das Lager, und das Lager führte ein Mann aus dem Tal, und dieser Mann stand nicht allein. Wer hier doppelt verdiente, verdiente nicht gegen das Tal, sondern mit ihm, mit einigen oben am Hang, mit Namen, die sie an jedem Sonntag in der Kirche zwei Bänke vor sich sitzen sah. Es war kein Fremder, der stahl. Es war das Tal, das sich an sich selbst bediente, und die Spur, das ahnte sie auf einmal mit einer Kälte, die nichts mit dem Stall zu tun hatte, lief näher heran, als Anton wusste — bis fast an den Tisch, an dem sie aß.

«Anton.» Sie legte ihm die Hand auf den Arm. «Warte noch. Nicht dieses Wochenende. Lass mich erst etwas herausfinden.»

«Was gibt's da herauszufinden? Die Zahlen sind die Zahlen.»

«Bitte. Warte eine Woche.»

Er sah sie an, und weil er sie liebhatte, sagte er: «Gut. Eine Woche.» Aber sie kannte ihren Bruder. Sie hörte das Versprechen und hörte zugleich, dass er es nicht hielt, dass er es schon im Moment des Versprechens nicht mehr meinte, weil in seinem Kopf das Richtige immer einfach war.

Er steckte das Papier zurück in die Jacke, die er an den Nagel hängte, weil er ihr noch helfen wollte beim Tränken, und so hing die Jacke eine halbe Stunde an der Stallwand, im Licht der Laterne. Und als Marlene später aufsaß, stand Kaspar in der Stalltür, ohne dass sie ihn hatte kommen hören, und sah nicht sie an und nicht Anton, sondern die Jacke, aus deren Tasche ein Zipfel des Papiers ragte. Er sagte nichts. Er sagte, das Tor müsse besser verriegelt werden, der Wind reiße sonst daran. Und ging wieder. Aber Marlene hatte gesehen, wohin er gesehen hatte, und in dieser Nacht zählte sie nicht die Schläge der Baustelle, sondern lag wach und versuchte zu

rechnen, wie viele Menschen ein einziges Stück Papier zugleich retten und ins Unglück stürzen konnte.

. . . .

Kapitel 5 - Der erste Schnee

Der Winter kam zu früh in diesem Jahr. In der ersten Novemberwoche fiel Schnee bis weit hinunter, nasser, schwerer Schnee, der die Gerüste am Damm gefährlich machte und die Arbeit für ein paar Tage stilllegte. Die Männer hingen herum, gereizt, weil ohne Schicht kein Lohn war, und das Geld, das im Tal schon ausgegeben war, ohne es zu sein, kam nun langsamer als gedacht. Im Höfli wurde es eng. Die Mutter zählte das Holz, Kaspar zählte im Kopf, und zwischen allen lag etwas, das Marlene nicht benennen konnte, das aber dichter geworden war, seit Kaspar in der Stalltür gestanden hatte. Er sah Anton anders an jetzt. Nicht feindselig — Kaspar war zu beherrscht für Feindseligkeit —, aber wachsam, so wie man ein Wetter ansieht, das sich noch nicht entschieden hat.

An einem dieser grauen Nachmittage kam Imhof. Der Schwager, der Mann von Kaspars Schwester, ein großer, freundlicher Mensch mit einem Händedruck wie ein Schraubstock. Er und Kaspar setzten sich in die Stube, und Marlene war in der Küche und hörte ihre Stimmen, halb, gedämpft. Sie hörte das Wort «Behörde», sie hörte «der Junge», sie hörte Imhof sagen: «Wenn das nach unten kommt, dann nicht nur er, dann —», und dann trat sie mit dem Krug ein, um nachzuschenken, und das Gespräch brach ab, mitten im Satz, und beide Männer sahen sie an mit dem höflichen, leeren Gesicht von Leuten, die gerade über etwas geredet haben, das man nicht weiterredet, wenn eine Frau dazukommt.

«Most?», sagte sie.

«Danke», sagte Imhof und lächelte, und das Lächeln blieb im unteren Teil seines Gesichts und kam nicht höher.

Am Abend kündigte Anton es beim Essen an, beiläufig, mit vollem Mund, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt. «Am Samstag fahr ich nach Interlaken. Hab da was zu erledigen.» Er sah Marlene nicht an, als er es sagte, und gerade weil er sie nicht ansah, wusste sie, was er erledigen wollte. Die Woche war noch nicht um. Er hatte nicht gewartet. Kaspar legte den Löffel hin, langsam, und sagte: «Was hast du in Interlaken?» Und Anton, leicht, fröhlich, unbedacht: «Geschäfte.» Die Mutter sah von einem zum anderen, und in ihrem trockenen Gesicht bewegte sich etwas, das Marlene als Angst erkannte, eine alte, geübte Angst, die wusste, wie man sie verbarg.

In dieser Nacht stand Marlene auf, als alle schliefen, zündete am Herd einen Span an und setzte sich an den Tisch und schrieb. Sie schrieb an Anton. Sie schrieb, dass er warten solle, nur noch ein paar Tage, dass er nicht wisse, wen er treffe, wenn er die Spur zu Ende gehe, dass diese Zahlen Menschen meinten, die ihnen näher seien als der Bauführer mit dem sauberen Mantel. Sie schrieb es so deutlich, wie sie es zu sagen nicht wagte, und am Ende schrieb sie, dass sie ihn liebe und dass Liebe manchmal heiße, eine Wahrheit eine Weile zu tragen, statt sie fallen zu lassen, weil sie im Fallen zu viel zerschlage.

Sie las den Brief zweimal. Dann faltete sie ihn und steckte ihn in den Umschlag und schrieb seinen Namen darauf. Aber sie legte ihn nicht ins Postfach unten beim Brückenkopf, wie sie es vorgehabt hatte. Es war zu spät für die Post, und außerdem, dachte sie, war ein Brief das Falsche; sie würde ihn ihm am Morgen selbst geben, ihn ihm in die Hand drücken und in die Augen sehen, und dann würde er warten, weil er es ihr nicht abschlagen könnte von Angesicht zu

Angesicht. Sie legte den Umschlag unter ihr Kopfkissen und löschte den Span und ging zurück ins Bett, und draußen war es still, ganz still, weil der Schnee alles schluckte, sogar das Pochen der Baustelle, das in dieser einen Nacht nicht ging.

. . . .

Kapitel 6 - Der Tag am Stollen

Sie verschlief. Es war der Schnee, der sie verschlafen ließ, diese ungewohnte, vollkommene Stille, und als sie aufwachte und nach dem Umschlag unter dem Kissen tastete und hinunterlief, war Antons Platz am Tisch schon leer und kalt. «Er ist hoch zum Bau», sagte die Mutter, ohne aufzusehen. «Sie räumen die Gerüste vom Schnee. Brauchen jede Hand. Er hat gesagt, nach Interlaken fährt er nachmittags.» Marlene zog die Stiefel an, ehe sie wusste, dass sie es tat. Den Umschlag steckte sie in die Manteltasche. Sie sagte, sie wolle Anton etwas bringen, und niemand fragte was, und sie ging hinaus in den klaren, eiskalten Morgen, in dem der Schnee unter den Sohlen quietschte, den Weg hinunter, an den verschneiten Gärten vorbei, dorthin, wo das Tal sich öffnete und die Wunde im Stein lag.

Schon von weitem hörte sie, dass etwas nicht stimmte. Nicht das gleichmäßige Mahlen, sondern Rufe, einzelne, harte Rufe, und das Bellen einer Sirene. Sie ging schneller. Am Bau war Aufruhr. Männer rannten, einer schrie nach Seilen, einer nach dem Arzt. Beim unteren Stollen, hörte sie im Vorbeilaufen, war Wasser eingebrochen, eine Ader, die der Frost gesprengt hatte, und mit dem Wasser war etwas vom Hang gekommen, Geröll, ein Gerüstteil.

Sie blieb am oberen Rand stehen, weil weiter unten der Posten niemanden durchließ, und von dort, durch das Gewimmel, sah sie es. Sah es nur einen Augenblick lang und nie mehr ganz scharf, ihr Leben lang nicht: drei Gestalten oben am seitlichen Gerüst, da, wo das Wasser herauskam. Anton, sie erkannte seine Jacke. Daneben,

größer, in einem dunklen Mantel, der Bauführer. Und ein dritter, der ihr den Rücken zukehrte und der von hier oben aussah wie Kaspar und der vielleicht Kaspar war und vielleicht Imhof und vielleicht ein Fremder. Eine Bewegung, hastig, ein Greifen oder ein Stoßen, sie konnte es nicht unterscheiden, das Wasser dazwischen, der Dampf in der kalten Luft. Und dann fiel Anton. Er fiel nicht weit, aber er fiel falsch, auf den Stein und das Eisen, und das Wasser ging über ihn.

Als Marlene unten ankam — sie wusste später nicht, wie sie an dem Posten vorbeigekommen war —, hatten sie ihn schon herausgezogen und auf eine Plane gelegt, und ein Mann kniete bei ihm und richtete sich wieder auf und schüttelte den Kopf, und um sie herum sagten die Stimmen bereits das Wort, das von nun an gelten würde. «Ein Unglück.» «Das Wasser, der Frost, keiner konnte —» «Ein Unglück, ein furchtbares Unglück.» Sie sagten es schon, ehe der Landjäger kam, sie sagten es einander zu, fest und schnell, wie man einen Verband anlegt, damit eine Wunde aufhört zu bluten.

Marlene kniete bei ihrem Bruder. Sein Gesicht war ruhig, nass, fremd. In ihrer Manteltasche, gegen ihren Schenkel, lag der Umschlag mit seinem Namen, den sie ihm hatte geben wollen und nicht gegeben hatte, eine Stunde zu spät, einen Schlaf zu spät. Sie spürte, wie jemand ihr die Hand auf die Schulter legte, und wusste, ohne aufzusehen, dass es Kaspar war, dessen Mantel nass war bis zu den Knien. Sie sah nicht auf. Sie schloss die Hand um den Umschlag in ihrer Tasche, fester, und ließ ihn dort, und sagte kein Wort, und das war der erste.

. . .

Kapitel 7 - Protokoll

Der Landjäger kam am Nachmittag aus dem Bezirk herauf, ein langer, müder Mann, der schon viele Unfälle aufgenommen hatte und dem man ansah, dass er den Winter und die Straße verfluchte. Er nahm die Aussagen im Büro der Baufirma auf, einem Bretterschlag neben der Grube, und Marlene durfte dabei sein, weil sie die Schwester war, und so sah sie zu, wie aus einem Morgen, den sie nicht ganz gesehen hatte, ein Satz wurde, der für immer gelten sollte. Es war erstaunlich, wie glatt es ging. Jeder sagte dasselbe, und keiner musste sich abstimmen, weil alle schon wussten, was gesagt werden würde. Ein Wassereinbruch, infolge des Frosts. Ein Mann, der zu nah am Rand gearbeitet hatte. Ein Gerüstteil, das nachgab. Niemand in der Nähe, der hätte eingreifen können. Ein Unglück. Die Worte fügten sich ineinander wie die Steine einer Mauer, jeder Stein vom nächsten gehalten, und je mehr Steine, desto fester das Ganze.

Eine junge Frau tippte mit. Sie saß in der Ecke an einer Maschine, der Gemeinbeschreiber hatte sie geschickt, weil er selbst nicht abkömmlich war, und sie tippte schnell und genau, ohne aufzusehen, und nur einmal, als der Bauführer das Wort «bedauerlicherweise» benutzte und eine Pause machte, sah sie kurz hoch, und ihr Blick streifte Marlene, und in dem Blick war etwas, das Marlene festhielt: ein Erkennen, ein Wissen, dass hier mehr geschrieben wurde als wahr war. Ruth, hörte Marlene später ihren Namen. Ruth Berger. Sie würde sich an diesen Blick erinnern, dreißig Jahre lang, vierzig.

Kaspar sagte aus, knapp, in ganzen, festen Sätzen. Er sagte, er sei oben gewesen, um beim Räumen zu helfen. Er sagte, das Wasser sei plötzlich gekommen. Er sagte, er habe Anton noch zugerufen. Was er nicht sagte — und nur Marlene, die ihn kannte, hörte die Lücke, hörte das Schweigen, das er um diese eine Stelle legte —, war, wer noch am seitlichen Gerüst gewesen war und wie nah und in welcher Bewegung. Er sagte nicht «ich war bei ihm». Er sagte «ich war oben». Zwischen den beiden Sätzen lag der ganze Tag.

Der Bauführer war zuvorkommend. Er sprach von der Tüchtigkeit des Verunglückten, von der Tragik, und dann, beiläufig, von der «großzügigen Regelung», die die Firma den Hinterbliebenen und dem Tal selbstverständlich zukommen lassen werde, gerade jetzt, in diesen schweren Tagen. Niemand fragte nach, was eine großzügige Regelung mit einem Unfall zu tun hatte.

Zuletzt fragte der Landjäger Marlene. Müde, fast väterlich. Ob sie, die ja in der Nähe gewesen sei, etwas gesehen habe, das er wissen müsse. Ihre Manteltasche war leer; sie war zwischendurch hinaufgegangen und hatte den Umschlag, ehe die Einvernahme begann, im Stall unter einen losen Stein der Schwelle geschoben, ohne zu wissen warum, nur dass er nicht bei ihr sein durfte. Sie spürte die Stelle in ihrer Tasche, wo er gewesen war, wie man eine Narbe spürt. Sie sah den Landjäger an. Sie sah Kaspar an, der sie nicht ansah. Sie sah die junge Ruth, deren Finger über der Maschine schwebten und warteten.

«Nein», sagte Marlene. «Ich kam zu spät. Ich habe nichts gesehen.»

Ruths Finger fielen auf die Tasten. Das Wort stand im Protokoll, ehe es verklungen war.

. . . .

Kapitel 8 - Die Regelung

Die Regelung kam schneller als der Frühling. Schon vor Weihnachten war das Geld da, mehr Geld, als ein Toter wert sein durfte, ausgezahlt an die Hinterbliebene und, in einem zweiten Posten, an das Tal, an die Gemeinde, für die zu flutenden Grundstücke, und niemand sprach es aus, aber jeder wusste, dass der zweite Posten großzügiger ausfiel, seit der erste nötig geworden war. Das Höfli war mit einem Schlag schuldenfrei. Die Mutter zählte das Holz nicht mehr. Kaspar zahlte die Bank zurück und kaufte im Frühjahr die obere Weide dazu, die sie paarweise geteilt hatte. Anton: Erbe — wie Lohnsack, ein paar Kleider, eine Uhr — ging an Marlene. Über die Zahlen, die er ihr im Stall gezeigt hatte, sprach niemand. Das Papier war fort; sie wusste nicht, ob es mit ihm ins Grab gegangen war, in der Jackentasche, oder ob es jemand vorher herausgenommen hatte, und sie wagte nicht zu fragen. Was sie wusste, war, dass die Spalten verschwunden waren, die linke und die rechte, und mit ihnen die Differenz, und dass aus der Differenz nun eine Weide geworden war und ein bezahlter Kredit und das Lächeln, mit dem die Mutter wieder Most einschenkte.

Imhof war plötzlich flüssig. Er kaufte einen Traktor, den ersten im Tal, und fuhr ihn am Sonntag durchs Dorf, und die Leute sahen ihm nach und sagten, der Imhof, der habe es geschafft, und Marlene rechnete im Kopf, wie sie es bei ihrem Vater gelernt hatte, rechnete den Traktor und die Weide und die schuldenfreie Stube gegen einen Mann, der am Stollen lag, und das Ergebnis war eine Zahl, die sie für sich behielt, weil es niemanden gab, dem sie sie hätte nennen

können, ohne alles zum Einsturz zu bringen, auch sich selbst.

Die Beerdigung war an einem klaren, harten Wintertag. Das halbe Tal kam, weil das halbe Tal kam, wenn einer starb, und der Pfarrer sprach von einem fleißigen, fröhlichen jungen Mann, den der Herr zu früh zu sich genommen habe, von einem, der dem Tal in seiner kurzen Zeit ein guter Nachbar gewesen sei. Das Tal nickte. Es nickte einträchtig, mit der Erleichterung von Leuten, die einen schweren Stein gemeinsam an die richtige Stelle gelegt haben. Imhof trug den Sarg mit. Kaspar trug den Sarg mit. Marlene ging hinterher und sah die breiten Rücken der Männer, die ihren Bruder trugen, und dachte, dass es ein Bild war, das stimmte und das log, beides zugleich, und dass sie von nun an in solchen Bildern leben würde.

Am Grab, als die Erde fiel, legte Kaspar ihr die Hand auf die Schulter. Es war dieselbe Geste wie am Stollen, derselbe Mann, dieselbe Hand. Und Marlene verstand zum ersten Mal vollständig, was diese Hand bedeutete. Sie bedeutete Trost, ja. Aber sie bedeutete auch einen Vertrag, der nie geschrieben und nie gekündigt werden würde: dass sie nun zusammengehörten, nicht nur als Mann und Frau, sondern als zwei, die dasselbe wussten und dasselbe schwiegen, gebunden fester durch das Verschwiegene als durch jedes Versprechen vor dem Altar. Sie ließ die Hand auf ihrer Schulter. Sie hätte sie abschütteln müssen, und sie wusste es, und sie tat es nicht, und das war der zweite Stein, ihr eigener, gegen den der erste sich legte.

. . .

Kapitel 9 - Winter über dem Stausee

Im Februar schlossen sie den Damm. Sie ließen die letzten Durchlässe zu, und das Wasser, das bis dahin durch das Tal gelaufen war wie seit jeher, fand keinen Ausgang mehr und begann zu steigen. Es stieg langsam, kaum merklich von Tag zu Tag, und doch sah Marlene es jeden Morgen, wenn sie aus der Dachkammer blickte: wie das Tal sich füllte, wie die unteren Gärten zuerst nur nasse Füße bekamen und dann verschwanden, wie der alte Weg, auf dem sie im Herbst hinuntergegangen war zur Baustelle, Stück um Stück unter eine graue, glatte Fläche tauchte. Am längsten hielt sich das Kirchlein. Das kleine Kapellchen am unteren Pfad, in dem schon ihre Vorgänger geheiratet und getauft und betrauert worden waren, stand zuletzt allein im steigenden Wasser, eine Insel, dann nur noch das Dach, dann nur noch der schmale Dachreiter mit dem schiefen Kreuz, der wie ein Finger aus dem See ragte. Marlene stand am Ufer, an dem neuen, fremden Ufer, das es vor einem Jahr nicht gegeben hatte, und sah zu, wie das Wasser am Kreuz hochkroch, und konnte sich nicht abwenden.

In diesen Wochen tat sie etwas, das sie sich selbst nie ganz erklärte. Sie holte den Umschlag aus dem Stall, unter dem losen Stein der Schwelle, wo er den Winter über gelegen hatte, klamm, aber lesbar. Sie hätte ihn verbrennen können. Es wäre vernünftig gewesen, es war das, was eine kluge Frau getan hätte, die weiterleben wollte. Sie verbrannte ihn nicht. Sie wickelte ihn in gewachstes Tuch und in ein Stück Blech, das einmal eine Tabakdose gewesen war, und an einem grauen Nachmittag, noch ehe das steigende Wasser den

Eingang erreichte, ging sie hinunter, watete das letzte, knöcheltiefe Stück bis zur Kapelle, deren Vorraum noch trocken lag, und schob die Dose hinter einen losen Stein in der Mauer, dort, wo das Wasser, dachte sie, sie nie ganz erreichen und nie ganz fortspülen würde. Sie wusste nicht, für wen sie ihn dort verbarg. Nicht für sich. Vielleicht für niemanden. Vielleicht für jemanden, den es noch nicht gab.

In jenem Winter fanden Kaspar und sie zueinander, auf eine Weise, die Marlene nicht erwartet hatte und die sie traurig machte, gerade weil sie echt war. Sie lagen beieinander in der Dachkammer, und draußen stand das Wasser, und Kaspar, der wortkarge Mann, war zärtlich in der Dunkelheit, vorsichtig, fast dankbar, und Marlene erwiderte es, und es war keine Lüge. Das war das Schwerste daran. Es war keine Lüge. Sie hatten einander, und sie hatten dasselbe begraben, und beides ließ sich nicht mehr trennen, das Verschwiegene und die Nähe wuchsen aus derselben Wurzel, und wenn sie ihn umarmte, umarmte sie auch das Schweigen, und wenn sie das Schweigen hasste, traf der Hass auch ihn.

Im März, als der Schnee von den Hängen ging, merkte sie, dass sie schwanger war. Sie stand am Fenster und sah hinaus auf den See, der jetzt voll war, eine ruhige, bleierne Fläche, unter der das alte Tal lag mit seinen Gärten und seinem Weg und seinem Brief, und sie legte die Hand auf den Leib und dachte: Hier fängt etwas Neues an. Auf diesem Grund. Und sie wusste in diesem Augenblick, klar und ohne Hoffnung, dass das Neue auf dem Alten stehen würde, ob sie es wollte oder nicht, dass das Kind, das da kam, sein erstes Atmen auf einem versunkenen Grund tun würde, und dass es das nie erfahren dürfte und es doch immer mit sich tragen würde, wie das Wasser den Weg trug, den es bedeckte.

. . .

Kapitel 10 - Wer fragt

Im April kam ein Mann von unten, den niemand erwartet hatte. Er war von der Baufirma, aber nicht vom Bau — ein Prüfer, ein blasser, höflicher Mensch mit einer Aktentasche, der erklärte, die Abrechnungen des Damms würden, wie bei jedem Großprojekt, einer Nachkontrolle unterzogen, eine reine Formsache, und er werde ein paar Tage im Tal sein und das eine oder andere fragen. Das Tal schloss sich um ihn lautlos und vollständig, wie sich das Fleisch über einem Splitter schließt, den der Körper nicht hergibt. Es geschah ohne Befehl, ohne Versammlung, ohne dass jemand es anordnete. Es geschah einfach, weil jeder wusste, was auf dem Spiel stand, und weil jeder mit jedem verbunden war. Wo der Prüfer auch fragte, bekam er dieselben höflichen, leeren Antworten. Lieferscheine? Beim Lager, gewiss, aber das Lager sei nach dem Bau geräumt worden. Der Verunglückte, der angeblich Unregelmäßigkeiten bemerkt habe? Ein tüchtiger, aber junger Mann, Gott hab ihn selig, der von Buchhaltung wenig verstanden habe. Man bedauere, man helfe gern, man könne leider nicht dienen.

Marlene sah es mit an, und sie sah etwas, das ihr den letzten Rest einer Hoffnung nahm, die sie nicht gewusst hatte zu haben. Sie sah, dass auch die junge Ruth Berger nun trug. Der Prüfer wollte ins Gemeindearchiv, wollte das Bauprotokoll, wollte die Lieferlisten, die dort hätten liegen müssen. Und Ruth, die genaue, die ordentliche Ruth, suchte und suchte und fand eine Mappe nicht. «Die muss verlegt worden sein bei der Übergabe», sagte sie, mit einem Gesicht, in dem keine Lüge stand, nur Bedauern, und Marlene, die zufällig im

Vorraum wartete, sah, dass Ruth wusste, wo die Mappe war, und dass sie sie nicht finden würde, niemals, weil sie nun auch eine von ihnen war, hineingezogen durch eine einzige fehlende Seite, die sie selbst getippt oder nicht getippt hatte.

Nach drei Tagen reiste der Prüfer ab, mit leerer Tasche und höflichem Gruß. Am Abend war der Sternen voll. Es war keine angekündigte Feier, niemand hätte gewagt, sie eine Feier zu nennen, aber es wurde getrunken, und es wurde gelacht, lauter als sonst, und Imhof gab eine Runde aus, und der Gemeindepräsident eine zweite, und über allem lag die Erleichterung von Menschen, die gemeinsam an einer Klippe entlanggegangen sind und nun, in Sicherheit, beinahe übermütig werden.

Marlene saß dabei, weil sie dazugehörte, und sie trank nicht. Sie sah in die roten, fröhlichen Gesichter und begriff das Letzte, das ihr noch gefehlt hatte. Die Lüge war nicht mehr Antons und nicht mehr ihre. Sie war nicht einmal mehr nur die der Areggers oder der Imhofs. Sie war größer geworden als ihr Anlass, sie hatte sich verzweigt und Wurzeln geschlagen in jedem Haus, das von der Regelung profitiert hatte, in jeder Hand, die abgewunken, in jeder Mappe, die nicht gefunden worden war. Sie gehörte nun allen. Und etwas, das allen gehört, dachte Marlene, kann niemand mehr zurücknehmen. Es wird getragen, weil alle es tragen. Sie stand auf, ehe der dritte Most kam, und ging hinaus in die kühle Nacht, und über dem dunklen See standen die Sterne, und sie legte beide Hände auf ihren Leib und sagte leise, zu dem Kind oder zu sich, sie wusste es nicht: «Du nicht. Du sollst es nicht tragen.» Und wusste im selben Atemzug, dass es ein Versprechen war wie Antons Versprechen im Stall — gemeint und schon im Meinen gebrochen.

. . .

Kapitel 11 - Das Kind

Theo kam im Oktober, an einem windigen Abend, als der erste Schnee schon auf den hohen Graten lag und unten am Fenster die letzten Blätter der Obstbäume sich drehten. Es war eine schwere Geburt, die Hebamme aus dem Nachbartal kam zu spät, und die alte Mutter Aregger war es, die half, mit ihren großen, trockenen Händen, ruhig und geübt, als hätte sie das schon hundertmal getan, und vielleicht hatte sie das. Als das Kind schließlich schrie, ein zorniger, lebendiger Schrei, der durch die ganze Stube ging, sah Marlene in das alte Gesicht über sich und sah dort etwas, das sie nie zuvor dort gesehen hatte: nackte, ungeschützte Erleichterung, fast Glück. «Ein Bub», sagte die Mutter. «Das Höfli hat einen Erben.» Und sie sagte es, als wäre damit eine Rechnung beglichen, die schon lange offen gewesen war. Sie legten ihn Marlene an die Brust, und sie hielt ihn, diesen kleinen, heißen, fremden Menschen, und etwas in ihr brach auf, das nichts mit Pflicht zu tun hatte und nichts mit dem Hof, eine Zärtlichkeit, die ihr in die Kehle stieg und sie im selben Atemzug erschreckte. Und in dieser Liebe, in ihrem Zentrum, wie ein dunkler Kern in einer Frucht, saß der Gedanke an Anton, der dieses Kind nie sehen würde, und an den Brief in der Kapelle unter Wasser, und an den Grund, auf dem sie alle lebten. Sie weinte, und alle hielten es für die Tränen einer Mutter, und es waren auch die, aber nicht nur.

Kaspar trat ans Bett, scheu, wie er bei großen Dingen immer scheu war. Er sah auf seinen Sohn, lange. Dann sagte er etwas, das er nie zuvor gesagt hatte und nie wieder sagen würde, leise, fast nur für

sich, mit einer Stimme, in der etwas riss: «Ich hätt's anders —» Und brach ab. Er sagte nicht, was er anders gewollt hätte. Er sagte es nicht, weil das ganze Tal in diesem unvollendeten Satz lag, der Stollen und das Wasser und der Mann auf der Plane, und weil ein Mann wie Kaspar lieber einen Satz abbrach, als ihn zu Ende zu denken. Aber Marlene hatte ihn gehört, den abgebrochenen Satz, und sie wusste, dass er das Nächste war, was sie je von ihm an Beichte bekommen würde, und dass es genug sein musste, weil mehr nicht kam.

In den Nächten, wenn sie das Kind stillte und das Tal still war, traf sie ihre Entscheidung. Sie würde es Theo nie erzählen. Nicht wenn er klein war, nicht wenn er groß war, nie. Sie würde das Schweigen halten wie einen Schild über ihn, würde ihm ein Tal geben, das einfach war, einen Hof, der einfach war, einen Vater, der einfach war, und sie würde die Risse, die unter allem liefen, mit ihrem eigenen Leib zudecken, ihr Leben lang. Sie nannte es Schutz. Sie glaubte es auch. Erst viel später, als alter Frau, würde sie ahnen, dass ein Schweigen, das man über ein Kind legt, kein Schild ist, sondern ein Gewicht, das es trägt, ohne je zu wissen, woran es trägt.

Eines Morgens, als das Kind ein paar Wochen alt war, sah sie zufällig in den blinden Spiegel über der Truhe, der schon der Mutter gehört hatte. Sie sah ihr Gesicht, jung noch, aber verändert, mit einem Zug um den Mund, den sie nicht kannte, einem festen, geschlossenen Zug, den sie an der alten Mutter Aregger kannte und an den alten Frauen des Tals, die am Fenster saßen und nichts mehr sagten. Und Marlene erkannte zum ersten Mal mit voller Klarheit die Frau, die sie werden würde: die schweigende Frau am Fenster, die alles weiß und nichts sagt. Sie war dreiundzwanzig. Sie legte den Spiegel mit dem Gesicht nach unten auf die Truhe und nahm ihren

Sohn auf und trat ans Fenster, hinaus auf den See, der ruhig und glänzend dalag, und hielt das Kind so, dass es das Wasser nicht sah.

. . . .

Kapitel 12 - Hochwasser im Frühjahr

Im ersten Frühjahr nach dem Kind kam die Schneeschmelze schnell und heftig. Ein warmer Föhn legte sich tagelang über die Berge, und das Wasser kam von allen Hängen zugleich, und der See, der junge, ungeprüfte See, stieg höher, als die Ingenieure berechnet hatten. Eine Weile sah es aus, als könnte er über die Mauer gehen. Männer standen am Damm, auch Kaspar, mit Lampen die ganze Nacht, und unten im Bezirk sprach man schon von Evakuierung. Dann öffneten sie die Schütze ganz, und das Wasser schoss weiß und donnernd ins untere Tal, und der Pegel hielt, knapp, und am Morgen sagten alle, die Mauer habe sich bewährt. Aber Marlene hörte Kaspar abends leise zu Imhof sagen, die Aufsicht habe einen Riss-Verdacht im unteren Drittel notiert, nichts Ernstes, hieß es, man werde es beobachten. Nichts Ernstes. Sie hatte das schon einmal gehört, über etwas anderes. Als der Pegel auf seinem Höhepunkt war und das Wasser bis weit über die alten Ufer reichte, packte Marlene eine kalte Angst, die nichts mit der Mauer zu tun hatte. Sie dachte an die Kapelle. Bei diesem Stand musste das Wasser bis in den Vorraum gehen, bis an die Mauer, hinter der die Blechdose lag. Sie ging hinunter, das Kind bei der Mutter gelassen, und stand am brodelnden, braunen Ufer, und vom Kirchlein war nichts zu sehen, nicht einmal der Dachreiter; der ganze untere See war eine einzige aufgewühlte Fläche. Irgendwo da unten, dachte sie, löst sich vielleicht gerade mein Brief vom Stein und treibt davon, und niemand wird ihn je lesen, und vielleicht ist das gut. Vielleicht nimmt das Wasser es mir ab.

Aber dann, in den folgenden Tagen, sank der Pegel wieder, das Schmelzwasser lief ab, der See beruhigte sich, und an einem klaren Maitag, als sie wieder hinunterging, ragte der Dachreiter aus dem glatten Wasser wie zuvor, das schiefe Kreuz, unverändert. Die Kapelle stand. Die Dose, ahnte sie, lag, wo sie sie hingelegt hatte. Das Wasser hatte sie nicht genommen.

Sie stand lange am Ufer und überlegte. Sie hätte hinauswaten und die Dose holen können, jetzt, bei niedrigem Stand. Sie hätte den Brief endlich verbrennen können, das Letzte fortschaffen, das von der Wahrheit übrig war, und frei sein, so frei, wie man in diesem Tal sein konnte. Sie überlegte es ernsthaft. Und dann ließ sie es. Sie ließ den Brief, wo er war, hinter dem losen Stein, im gewachsenen Tuch, in der Blechdose, unter dem Wasser, das ihn hütete. Nicht aus Schwäche, das wusste sie genau. Aus etwas, das fast Hoffnung war: dass es eines fernen Tages jemanden geben würde, der fragte, der wirklich fragen würde, und dass dann etwas dasein sollte, das antworten konnte, wenn alle Münder, die es jetzt verschwiegen, längst verstummt wären. Sie konnte es nicht sagen. Aber sie konnte es liegen lassen, für den, der käme.

«Marlene!» Es war Kaspar, oben am Hang, der nach ihr rief. Das Kind weine, sie solle heraufkommen. Seine Stimme trug weit über das stille Wasser. Sie sah noch einmal hinaus auf den See, auf das Kreuz, das aus ihm ragte, auf den Grund, der alles hielt — die Gärten, den Weg, ihren Bruder im Gedächtnis, den Brief in der Mauer. Dann wandte sie sich um und ging den Hang hinauf, zu ihrem Mann und ihrem Sohn, und sie drehte sich nicht mehr um.

Hinter ihr lag das Tal im Maienregen, der nun einsetzte, leise, gleichmäßig. Die Mauer hielt. Der See lag grau und geduldig. Und tief unter seiner Fläche, im Dunkeln, wartete ein Brief auf eine Zeit,

die noch nicht geboren war.

ZWEITER BAND

Die Mitte

Riedmatt, 1991-1992

. . . .

Kapitel 1 - Der Erbe des Sternens

Theo übernahm den Sternens an einem Märztag im Jahr 1991, und es war kein feierlicher Akt, sondern ein Aktenstapel und ein Schlüsselbund und ein alter Mann, der erleichtert war, das alles loszuwerden. Onkel Sepp, der den Gasthof dreißig Jahre lang mehr verwaltet als geführt hatte, saß krank in seiner Kammer hinter der Küche und sagte: «Pass auf die Heizung auf im Februar. Und auf die Bank.» ~~Der Sternens war müde geworden.~~ Die Tapete in der großen Stube war noch dieselbe wie in Theos Kindheit, das Geweih über dem Tresen, die Bank, auf der das Tal seit jeher seine Übereinkünfte traf. Aber die Gäste waren weniger, und die jungen blieben weg, und in den Büchern, die Theo in der ersten Woche durchsah, standen mehr rote Zahlen als schwarze. Er sah es und ließ sich nicht entmutigen. Er war achtundzwanzig, und er hatte etwas zu beweisen, und ein halb verfallener Gasthof war für einen Mann, der etwas beweisen will, kein Hindernis, sondern eine Bühne.

Denn das Tal redete in diesen Wochen von etwas Großem. Ein Skilift sollte gebaut werden, oben am Nordhang, mit Geld von unten, von Investoren, die das Tal entdeckt hatten wie ein Kind ein Spielzeug. Wintertourismus, hieß das Wort, das jetzt in jeder zweiten Wirtshausrede vorkam, und Theo sah sofort, was es für den Sternens bedeuten konnte: Betten, Gäste, ein zweites Leben. Er rechnete schon, während die anderen noch redeten.

Am Sonntag ging er hinauf ins Höfli, wo er aufgewachsen war und wo seine Mutter wohnte. Marlene saß am Fenster, wie sie immer

am Fenster saß, eine alte Frau mit einem geschlossenen Gesicht, das auf den See hinaussah, der grau und glatt im Tal lag. Sie war keine sechzig, aber sie wirkte älter, als hätte sie schneller gelebt als die Jahre. Theo erzählte ihr vom Lift und vom Sternen und von seinen Plänen, und sie hörte zu, ohne den Blick vom Wasser zu wenden, und sagte am Ende nur: «Der Sternen.» Eine Pause. «Frag deinen Onkel, wem der Sternen sein Glück verdankt. Frag ihn, woher das Geld kam, damals, als er ihn halten konnte.» Dann schwieg sie wieder, und Theo, der das Schweigen seiner Mutter kannte wie das Wetter, wusste nicht, ob das eine Warnung war oder nur das Gerede einer Alten.

Er fragte den Onkel nicht. Es gab Wichtigeres. Am selben Abend saß er allein in der großen Stube des Sternen, beim Schein der einen Lampe, die er brennen ließ, und schrieb auf einen Bierdeckel die Zahlen, die er bräuchte: für die neue Heizung, für die Zimmer, für den Anstrich, für alles, was aus dem Sternen wieder einen Ort machen würde, an den man kam. Es war eine große Zahl. Sie machte ihm keine Angst. Er strich sie durch und schrieb eine größere darunter, weil ihm einfiel, dass man, wenn schon, gleich richtig anfangen müsse, und er versprach der Bank und sich selbst und dem stillen, müden Haus um ihn herum mehr, als irgendjemand an diesem Abend hätte halten können.

. . . .

Kapitel 2 - Der Lift

Die Investoren kamen an einem Aprilabend in den Sternen, drei Männer von unten in guten Jacken, und Theo hatte die große Stube herrichten lassen und das beste Bier kalt gestellt, als wären die Gäste schon da, für die er das alles baute. Sie zeigten Pläne, Hochglanz, eine Seilbahn, die den Nordhang hinaufzog, eine Talstation, ein Restaurant, und in jedem Bild war das Tal voller Menschen, die es im wackleren Tal nicht gab. Das Dorf spaltete sich an diesem Plan, wie es sich dreißig Jahre zuvor am Damm gespalten hatte, und die Linien liefen fast gleich. Die einen sahen Geld und Zukunft, die anderen sahen Lärm und Schulden und einen Hang, der bisher den Kühen gehört hatte. Theo gehörte zu den ersten, und er gehörte nicht nur dazu, er wurde ihr Mund. Er redete in der Versammlung, redete gut, redete von Betten und von Arbeit für die Jungen, die sonst alle ins Unterland zögen, und die Leute hörten ihm zu, weil er einer von ihnen war und doch etwas hatte, das die meisten hier nicht hatten: den Glauben, dass sich etwas ändern ließe.

Ruth Berger saß am Tisch der Gemeinde und führte das Protokoll, wie sie seit dreißig Jahren jedes Protokoll führte. Sie war alt geworden, eine schmale, aufrechte Frau mit einer Brille, hinter der nichts entging. Als die Reden vorbei waren, sagte sie nur einen Satz, ruhig, an niemanden besonders gerichtet: «Das Tal hat schon einmal etwas gebaut, weil das Geld von unten kam. Man sollte sich erinnern, was das gekostet hat.» Sie sah dabei Theo an, lange, und Theo wusste nicht, warum ihn dieser Blick fror, und schob es darauf, dass alte

Leute eben warnten, weil Warnen ihnen leichter fiel als Hoffen.

Gegen den Lift stand vor allem einer auf: der alte Roos, vom unteren Hof, ein zäher, schweigsamer Mann, dessen Familie im Tal nie zu Geld gekommen war und der den Areggers nicht in die Augen sah, wenn er nicht musste. Er sagte wenig, aber was er sagte, hatte Gewicht. «Ihr baut wieder auf Schulden», sagte er, «und Schulden im Tal zahlt am Ende ein anderer als der, der sie macht.» Und dann, leiser, fast nur für die vordere Reihe: «Die Areggers wissen das. Frag einer die Areggers.»

Theo verstand den Satz nicht und spürte doch seine Spitze. Zwischen den Areggers und den Roos lag etwas, das er sein Leben lang gekannt und nie benannt hatte, eine Kälte, ein Sich-nicht-Grüßen am Sonntag, eine alte Geschichte, von der die Kinder nur wussten, dass es sie gab. Er hatte nie gefragt, woher sie kam. Heute, zum ersten Mal, juckte ihn die Frage.

Die Abstimmung war knapp. Der Lift ging durch, mit drei Stimmen Mehrheit, und der halbe Saal jubelte, und die andere Hälfte stand auf und ging hinaus in die Nacht, ohne ein Wort. Der alte Roos ging als Erster. An der Tür blieb er kurz bei Theo stehen, sah ihn an, nickte nicht, grüßte nicht, sagte nur: «Dein Vater hat damals auch gewonnen.» Und ging. Theo blieb zurück mit seinem Sieg und einem Satz, den er nicht einordnen konnte, und mit dem ersten Gefühl, dass er sich an diesem Abend nicht nur Freunde gemacht hatte, sondern auch etwas geweckt, das besser geschlafen hätte.

. . . .

Kapitel 3 - Die Kiste auf dem Estrich

Um Platz für die neuen Gästezimmer zu schaffen, musste der Estrich des Sternens geräumt werden, und so stand Theo an einem Maitag im Staub unter dem alten Dachgebälk, zwischen kaputten Stühlen, vergilbten Wirtshausschildern und dem Gerümpel von hundert Jahren. Das meiste warf er weg, ohne hinzusehen. Aber ganz hinten, unter einem zerbrochenen Spiegel, stand eine Holzkiste, verschnürt, und als er sie öffnete, lagen darin Papiere, sauberlich gebündelt, aus einer Zeit, in der er noch nicht geboren war. Es waren Unterlagen aus den Jahren des Dammbaus. Bestellscheine, Quittungen, Abrechnungen, der Briefkopf einer Baufirma, die es längst nicht mehr gab. Theo verstand nicht viel davon, aber er war Wirt genug, um zu sehen, dass etwas an diesen Zahlen nicht aufging. Auf dem einen Blatt war Material bestellt und bezahlt, auf dem anderen, das dazugehörte, war weniger angekommen, und die Differenz war kein Versehen, dazu war sie zu gleichmäßig, zu oft. Und immer wieder, am Rand, in einer alten Handschrift, kleine Vermerke, Häkchen, ein Name, abgekürzt, der ihm bekannt vorkam und den er nicht zuordnen konnte.

Er spürte, ohne es denken zu können, dass hier zwei Dinge miteinander verknötet waren, die er bisher getrennt gekannt hatte: Geld und Schweigen. Der Sternens hatte diese Papiere all die Jahre verwahrt wie ein schlechtes Gewissen, das man nicht wegwirft und nicht ansieht.

Am Abend ging er hinauf ins Höfli und fragte seine Mutter, beiläufig, beim Abräumen, ob sie noch wisse, welche Firma damals

den Damm gebaut habe; er habe alte Papiere gefunden auf dem Estrich. Marlene, die am Fenster saß, wandte sich nicht um. Sie sagte nichts. Das Schweigen, das folgte, war anders als ihr gewöhnliches Schweigen, dichter, kälter, ein Schweigen, das sich um die Frage legte wie Eis um einen Ast, und Theo, der seine Mutter zu kennen glaubte, fror plötzlich in der warmen Stube. Nach einer langen Weile sagte sie nur, ohne den Blick vom See zu nehmen: «Wirf sie weg, die Papiere. Alte Sachen.» Es klang nicht wie ein Rat. Es klang wie eine Bitte, die sich als Befehl verkleidete, weil sie als Bitte zu nackt gewesen wäre.

Theo warf die Kiste nicht weg. Er sagte sich, er habe keine Zeit, sie durchzusehen, er habe den Lift und den Umbau und die Bank am Hals. Aber er stellte sie nicht zurück auf den Estrich. Er trug sie hinunter in die Kammer hinter der Küche, wo Onkel Sepp gewohnt hatte, und schob sie unter das Bett, und in den Wochen, die folgten, vergaß er sie nicht ein einziges Mal, auch wenn er tagelang nicht an sie dachte. Sie lag da, unter dem Bett, wie ein Stein im Schuh, den man nicht spürt, solange man steht, und der bei jedem Schritt drückt.

. . . .

Kapitel 4 - Geld, das nicht reicht

Es ging schneller schief, als Theo gedacht hatte, und es ging auf die übliche Weise schief: Der Lift kostete mehr, als die Hochglanzpläne versprochen hatten, und weil der Sternen am Lift hing, riss der Lift den Sternen mit. Die Investoren von unten hielten ihren Anteil zurück, bis dies und jenes geklärt sei, und die Klärungen dauerten, und während sie dauerten, liefen die Rechnungen für Theos Umbau weiter. Die neue Heizung war drin, die Zimmer halb fertig, und das Geld war alle, und ein wenig mehr als alle. Im Herbst kam der erste Brief von der Bank, höflich, dann ein zweiter, weniger höflich, und schließlich saß ein Mann im dunklen Anzug in Theos eigener Stube, trank einen Kaffee, den Theo ihm anbot, und setzte ihm eine Frist. Bis zum Frühjahr. Danach, sagte der Mann, müsse man «Möglichkeiten prüfen», und Theo wusste, was das hieß, weil es im Tal nie etwas anderes geheißen hatte: Pfändung, Versteigerung, der Sternen in fremden Händen, und er selbst der Aregger, der das Erbe der Familie verspielt hatte, ausgerechnet er, der etwas hatte beweisen wollen.

Er ging ins Höfli. Es kostete ihn Überwindung, denn er wusste, wie es klingen würde, der Sohn, der Geld brauchte, aber er ging, weil das Höfli Geld hatte, das wusste das ganze Tal, der schuldenfreie Hof, die guten Weiden. Er saß bei seiner Mutter und brachte es vor, so würdig er konnte. Marlene hörte zu. Dann ließ sie über die Pflegerin, die jetzt halbtags im Haus war, ausrichten — nicht selbst, sondern über die Pflegerin, als wäre die Entfernung zwischen ihnen schon zu groß für ein eigenes Wort —, sie könne ihm nichts geben.

Das Höfli brauche, was es habe. Mehr nicht.

Theo ging den Hang hinunter, und in ihm arbeitete etwas, das er sich schämte zu denken und doch dachte. Er kannte das Höfli. Er kannte die guten Weiden, die seit zwei Generationen schuldenfreie Stube, das Geld, das nie knapp gewesen war, solange er denken konnte, während andere Höfe im Tal sich krummlegten. Wo kam das her? Ein Hof am Hang, nicht größer als andere, nicht besser gelegen — und doch immer eine Spur reicher, eine Spur sicherer als der Rest. Er hatte das nie gefragt, weil ein Kind seinen Wohlstand nicht fragt. Jetzt, mit den Mahnungen der Bank in der Tasche, fragte er es.

In dieser Nacht zog er die Kiste unter dem Bett hervor. Er machte die Lampe an in der Kammer hinter der Küche, breitete die Papiere aus und begann, sie ernsthaft zu lesen, Blatt für Blatt, mit dem kühlen, gierigen Blick eines Mannes, der zwischen Zahlen nicht mehr nach Wahrheit sucht, sondern nach einem Ausweg.

. . . .

Kapitel 5 - Was die Abrechnung verrät

Es dauerte drei Nächte. Theo war kein Buchhalter, aber er war hartnäckig, und er hatte das Grundbuch der Gemeinde, in das jeder Bürger Einsicht nehmen durfte, und er hatte die Geduld eines Mannes, dem eine Frist im Nacken sitzt. Er legte die alten Abrechnungen neben die Eintragungen über Käufe und Entschädigungen aus den Jahren 1962 und 1963, und langsam, Zeile um Zeile, folgte sie her. Die Entschädigung, die das Tal damals für das geflutete Land bekommen hatte, war hoch gewesen, höher, als der Schaden je hätte rechtfertigen können. Und sie war ungleich geflossen. Ein großer Teil war an wenige Höfe oben am Hang gegangen, und zwei Namen tauchten immer wieder auf, dick und oft: Aregger und Imhof. In genau jenen Jahren war das Höfli schuldenfrei geworden, hatte die obere Weide gekauft; in genau jenen Jahren war der alte Imhof zu seinem ersten Traktor gekommen. Das Geld, das den Wohlstand begründete, in dem Theo aufgewachsen war, stammte nicht aus harter Arbeit und gutem Land. Es stammte aus jener Regelung von 1962.

Und dann fand er den Namen, der ihm am Rand der alten Quittungen aufgefallen war, abgekürzt, mit Häkchen versehen. In einer vergilbten Liste der Bauarbeiter stand er ausgeschrieben: A. Roos. Anton Roos. Daneben, in einer anderen Tinte, ein Vermerk und ein Datum im November, und in den Gemeindeakten, die Theo am nächsten Tag im Vorraum des Archivs durchblätterte, fand er die dürre Notiz: ein Arbeiter, am Damm verunglückt, im Spätherbst

1962. Ein Roos. Und Theo erinnerte sich, dunkel, an etwas, das seine Mutter nie erzählt hatte und das er doch wusste, wie man Dinge weiß, die im Haus herumstehen, ohne dass jemand sie nennt: dass seine Mutter, eine geborene Roos, einen Bruder gehabt hatte. Anton. Der jung gestorben war. Am Damm.

Theo saß lange still. Er hielt die Fäden in der Hand und sah, wie sie zusammenliefen: ein toter Knecht, der Bruder seiner Mutter; eine Entschädigung, zu groß für einen Unfall; ein Wohlstand, der von da an nie mehr wankte; ein Schweigen zwischen Aregger und Roos, das er sein Leben lang gespürt hatte. Er ahnte, dass der Boden, auf dem seine Familie stand, kein fester Grund war, sondern eine zugedeckte Grube.

Ein anderer Mensch hätte hier innegehalten und gefragt: Was ist damals geschehen? Was schulde ich den Roos, was der Wahrheit? Theo hielt nicht inne. Er war müde, und die Bank wartete, und in seinem Kopf, ohne dass er es recht zuließ, formte sich ein anderer Gedanke, ein praktischer, ein hässlicher: dass dieses Wissen etwas wert war. Dass es ihm helfen konnte. Er schob die Frage, was geschehen war, beiseite wie etwas, das man sich für später aufhebt, und behielt nur den einen Faden in der Hand, an dem sich, wenn man richtig zog, vielleicht Geld bewegen ließ.

. . .

Kapitel 6 - Ruth Berger weiß es

Theo ging ins Gemeindearchiv, und er gab vor, es sei wegen des Lifts. Man brauche für die Konzession alte Pläne, sagte er, Wegerechte, Parzellen, das Übliche, und das stimmte sogar halb. Ruth Berger empfing ihn in dem engen, nach Papier riechenden Raum hinter dem Gemeindebüro, in dem sie ihr halbes Leben verbracht hatte, und sie war hilfsbereit und genau, wie sie immer hilfsbereit und genau war. Sie holte Mappen, schlug Register auf, fand jede Parzelle, jedes Wegerecht, jedes Datum. Es gab nichts, was sie nicht fand. Bis Theo, so beiläufig, wie er es drei Nächte lang geübt hatte, nach den Bauunterlagen des Damms fragte. Nach dem Protokoll von 1962. Wegen der alten Wasserrechte, sagte er, für die Liftgesellschaft.

Ruth Berger hielt einen Augenblick inne, nur einen, dann ging sie zum Regal und zog eine Mappe und legte sie auf den Tisch und schlug sie auf. Das Bauprotokoll, die Versammlungen, die Beschlüsse, alles war da, ordentlich, vollständig. Fast vollständig. «Hier», sagte sie und blätterte, «ist das, was Sie für die Wasserrechte brauchen.» Und dann, ohne den Ton zu wechseln, ohne lauter oder leiser zu werden: «Das Unfallprotokoll vom November sechzig zwei ist nicht ganz beisammen. Da fehlt eine Seite. Schon immer. Manche Akten sind so.»

Sie sah ihn an über den Rand ihrer Brille, und in diesem Blick lag dreißig Jahre Genauigkeit und alles, was Genauigkeit über ein Tal weiß. «Sie suchen nicht Wasserrechte, Herr Aregger», sagte sie,

freundlich, fast mütterlich, und es war keine Frage. «Sie suchen, woher Ihr Hof sein Geld hat.»

Theo brachte kein Wort heraus. Ruth schlug die Mappe wieder zu, langsam, und legte die Hand darauf, eine alte, fleckige Hand mit ruhigen Fingern. «Ich habe diese Seite nicht. Niemand hat sie. Und glauben Sie mir, junger Mann: Es ist besser so, für mehr Leute, als Sie ahnen. Es hängt das halbe Tal an dieser fehlenden Seite. Auch Ihre Mutter. Auch Sie.» Sie sah ihn an, ohne Härte, fast traurig. «Manche Mauern soll man nicht einreißen, weil das halbe Dorf darauf gebaut hat. Rühren Sie nicht daran.»

Theo ging mit leeren Händen und einem vollen Kopf. Er hatte eine Tür gefunden, das wusste er jetzt, eine wirkliche Tür, hinter der etwas lag. Und er hatte zugleich begriffen, dass sie verschlossen war und dass die Frau, die den Schlüssel hatte, ihn niemals herausgeben würde, nicht aus Bosheit, sondern aus etwas, das im Tal älter und stärker war als Bosheit. Was er nicht begriff, war, dass Ruth Berger ihm in diesen Minuten keinen Riegel vorgeschoben, sondern einen Gefallen getan hatte, den er erst Jahre später verstehen würde.

. . . .

Kapitel 7 - Die Tochter

Es war ein trockener Sommer in jenem Jahr, einer der trockensten seit langem, und der See sank. Woche um Woche zog sich das Wasser zurück, gab schlammige Ufer frei, alte Pfähle, einen verrosteten Eimer, der seit dreißig Jahren auf dem Grund gelegen hatte, und an den heißesten Tagen tauchte im unteren See, weit draußen, ein dunkler Punkt auf, der wuchs: der Dachreiter der versunkenen Kapelle, mit seinem schiefen Kreuz, das aus dem fallenden Wasser stieg wie etwas, das nach Luft ringt. Eva, Theos Tochter, neun Jahre alt und braungebrannt und voller Fragen, sah ihn vom Ufer aus, wo sie barfuß im warmen Schlamm stand. «Papa», rief sie, «da ist ein Kreuz im See. Steht da ein Kreuz im Wasser?» Theo kam und sah hinaus, und etwas zog sich in ihm zusammen, ohne dass er hätte sagen können, warum, denn er wusste die Geschichte nicht, nur dass es eine gab.

«Da war ein Dorf», sagte er, «früher, bevor sie den Damm gebaut haben. Da unten waren Felder und ein Weg und eine kleine Kapelle. Und als sie den Damm gemacht haben, ist alles unter Wasser gekommen. Das Kreuz, das ist von der Kapelle.»

Eva sah mit großen Augen hinaus. «Und die Leute?»

«Die Leute sind weggezogen. Aufs Trockene.» Es war eine harmlose Geschichte, eine wahre sogar, soweit sie ging, und doch spürte Theo, während er sie erzählte, dass er etwas tat, das er nicht ganz durchschaute. Er gab seiner Tochter eine glatte, saubere Fassung von etwas, das nicht glatt und nicht sauber gewesen war. Und damit gab er zum ersten Mal weiter, was seine Mutter ihm

gegeben hatte — ein Schweigen, hübsch verpackt als Erklärung. Es war so leicht. Das war das Erschreckende daran. Es ging so leicht von der Hand.

Eva spürte, mit dem feinen Ohr der Kinder für das, was Erwachsene nicht sagen, dass hinter der Geschichte noch etwas war. Sie fragte nicht weiter, nicht an diesem Tag. Aber sie ließ den Blick noch lange auf dem Kreuz, und dann nahm sie die Hand ihres Vaters, und sie standen eine Weile zusammen am sinkenden Ufer und sahen hinaus, der Mann, der zu viel wusste und es benutzte, und das Kind, das nichts wusste und alles spürte. Es war ein guter Augenblick, einer von den wenigen ruhigen dieses Jahres, und Theo legte den Arm um seine Tochter und wusste nicht, dass er sich an diesen Nachmittag noch erinnern würde, wenn alles andere zwischen ihnen längst zerbrochen wäre.

. . .

Kapitel 8 - Der Handel

Theo ging nicht zu seiner Mutter, und er ging nicht zu den Roos. Er hätte zu beiden gehen können, mit dem, was er wusste; er hätte fragen können, was geschehen war, hätte die alte Schuld ans Licht holen, hätte den Roos geben können, was ihnen vorenthalten worden war. Das wäre der eine Weg gewesen. Er wählte den anderen, und er wählte ihn, weil der Sternen ihm im Frühjahr genommen würde und weil ein verzweifelter Mann den kürzesten Weg sieht, nicht den richtigen. Er ging zum jungen Imhof, dem Erben des alten, der den ersten Traktor des Tals gefahren hatte und reich gestorben war. Der junge Imhof saß auf dem Geld seines Vaters, hatte es vermehrt, war der wohlhabendste Mann im Tal. Theo besuchte ihn an einem Novemberabend, und nach dem zweiten Glas, vorsichtig, brachte er es an: dass er beim Räumen des Sternen alte Papiere gefunden habe, aus der Dammbauzeit, interessante Papiere, Abrechnungen, an denen einiges nicht aufgehe. Und dass er, gerade jetzt, unter Verwandten — man sei ja über die alten Geschichten irgendwie verbunden —, dringend ein Darlehen brauche für den Sternen.

Er sagte keine Drohung. Er brauchte keine. Der junge Imhof sah ihn an, und in seinem Gesicht arbeitete dasselbe Rechnen, das Theo aus dem eigenen Kopf kannte, und nach einer Weile sagte er, ja, unter Verwandten, das lasse sich machen, ein Darlehen, günstig, freundschaftlich, man helfe einander ja im Tal. Die alten Papiere, fügte er beiläufig hinzu, solle Theo ruhig vergessen; sie taugten nichts, alte Tinte, halbe Sachen. Theo nickte. Das Geld kam noch in

derselben Woche.

Der Sternen war gerettet, vorerst. Die Bank gab Ruhe, die Arbeit am Lift ging weiter, die Eröffnung rückte näher. Theo hatte erreicht, was er gewollt hatte, und es schmeckte nach nichts. Denn er hatte begriffen, in dem Augenblick, als das Geld kam, dass er nicht den Imhof gekauft hatte, sondern sich selbst verkauft. Er hatte das Wissen, das ihm hätte gehören können als Wahrheit, hergegeben für ein Darlehen, und damit war er kein Mann mehr, der etwas aufdecken konnte, sondern einer, der mitschwieg, gegen Bezahlung, einer von ihnen, eingereiht in die lange Kette der Münder, die das Tal seit dreißig Jahren geschlossen hielten. Er war jünger als die anderen in der Kette, das war der ganze Unterschied. Er hatte sich für weniger verkauft. Er ging nach Hause durch die kalte Nacht und wusch sich die Hände, ohne zu wissen, warum, und sie wurden nicht sauberer.

. . . .

Kapitel 9 - Eröffnung

Den Lift eröffneten sie an einem strahlenden Januartag, mit einer Blasmusik aus dem Nachbartal, mit einer Fahne, mit einem Mann von der Bezirkszeitung, der Fotos machte. Es lag genug Schnee, gerade genug, die Gondeln fahren, die Kinder jubelten, und für ein paar Stunden sah das Tal aus wie auf den Hochglanzplänen, voller Menschen, voller Zukunft. Theo stand vorne, als Wirt des Sternens und als einer der Väter des Projekts, und er sollte eine Rede halten. Er hatte sich zurechtgelegt, eine gute Rede von Aufbruch und Zusammenhalt, davon, dass das Tal nun selbst die Hand am Steuer habe und nicht mehr darauf warte, dass von unten jemand komme. Er begann gut. Aber mitten in einem Satz über die Zukunft, die man den Kindern schulde, stockte er, denn das Wort Zukunft brachte ihm das andere Wort, das er verschwieg, und für einen Moment blieb ihm die Rede im Hals stecken, und er musste schlucken und neu ansetzen, und nur wenige merkten es, und keiner ahnte, warum.

Der alte Roos war nicht gekommen. Kein Roos war gekommen, das ganze untere Tal blieb der Eröffnung fern, und das fiel auf, so wie ein leerer Stuhl an einer vollen Tafel auffällt. Areggers und Roos grüßten einander nicht, sie taten es auch hier nicht, indem die einen da waren und die anderen fehlten, und Theo spürte die Lücke in der feiernden Menge wie einen Zug kalter Luft.

Seine Mutter hatten sie hergebracht. Die Pflegerin hatte darauf bestanden, ein bisschen frische Luft, ein bisschen Leben, und so saß Marlene im Rollstuhl am Rand des Festplatzes, eingehüllt in Decken, und sah zu. Sie sah nicht auf den Lift. Sie sah, das bemerkte nur

Theo, hinaus über die Köpfe hinweg, talwärts, dorthin, wo unter dem Schnee und unter dem Eis der See lag, und über ihr altes, geschlossenes Gesicht liefen Tränen, lautlos, ohne dass ein Muskel sich rührte. Die Leute, die es sahen, lächelten gerührt und sagten, wie schön, die alte Frau weine vor Freude über den Fortschritt, ihr Sohn habe das ja mitgemacht, ein stolzer Tag für die Areggers. Nur Theo, der seine Mutter ein Leben lang am Fenster hatte sitzen sehen, wusste, dass diese Tränen nichts mit dem Lift zu tun hatten und alles mit dem, was unter dem Eis lag, und er stand in seinem Sieg und seiner Schuld und konnte ihr nicht einmal die Decke richten, ohne dass es ausgesehen hätte wie Rührung.

. . .

Kapitel 10 - Das Gespräch, das niemand führt

Es ließ ihm keine Ruhe. Wochen nach der Eröffnung, an einem stillen Februarabend, ging Theo ins Höfli, fest entschlossen, diesmal nicht auszuweichen. Er wollte fragen. Er wollte es aus dem Mund seiner Mutter hören, das, was unter dem Eis lag, das, wofür der Hof bezahlt worden war, das, was zwischen ihr und den Roos stand. Er hatte die Frage den ganzen Weg den Hang hinauf bei sich getragen wie etwas Zerbrechliches. **Marlene** saß am Fenster, schmaler geworden, fast durchsichtig, aber ihre Augen waren klar. Theo setzte sich zu ihr, näher als sonst, und sagte: «Mutter. Ich habe die Papiere gelesen. Die vom Damm. Ich weiß von Anton. Von deinem Bruder.» Er hörte die eigene Stimme zittern. «Ich muss wissen, was damals war.»

Eine lange Zeit sagte sie nichts, und Theo dachte schon, sie werde wieder in ihr Schweigen sinken wie immer. Dann, ohne den Blick vom See zu nehmen, sagte sie leise, fast tonlos: «Frag das Wasser, Theo. Nicht mich.» Eine Pause, in der nur die Uhr ging. «Ich habe geschrieben, damals. Einmal habe ich geschrieben, was wahr ist. Aber ich habe es nicht abgeschickt.» Ihre Hand bewegte sich auf der Decke, ein kleines, hilfloses Tasten. «Es liegt, wo das Wasser es hütet. Mehr kann ich nicht. Mehr habe ich nie gekonnt.»

Da war es. Theo hatte es in der Hand, beinahe — die Existenz eines Briefes, eines geschriebenen, wahren Satzes, irgendwo da unten oder am Ufer, wo das Wasser es hütet. Er hätte nachfragen müssen, hätte sie halten müssen bei diesem einen Faden, behutsam, hätte sagen müssen: Wo, Mutter, wo liegt es, lass es uns zusammen

holen. Aber er erschrak vor dem, was sie ihm hinhielt. Es war zu groß, zu schwer, es verlangte etwas von ihm, das er, nachdem er sich gerade an den Imhof verkauft hatte, nicht mehr aufbringen konnte. Und so wich er aus. Er redete vom Lift. Er sagte, sie solle sich nicht aufregen, das seien alte Sachen, es gehe ja jetzt aufwärts, der Sternen laufe, die Gäste kämen. Er deckte ihr offenes Wort mit seinem Gerede zu, wie man eine Glut austritt, aus Angst, sie könne etwas in Brand setzen.

Marlene schloss die Augen. Es war keine Müdigkeit. Es war ein Sich-Verschließen, endgültig, ein Tor, das zufiel, und Theo spürte, dass er etwas verspielt hatte, etwas, das sich nicht wiederholen würde. Die Chance war vertan. Was seine Mutter dreißig Jahre getragen und ihm in diesem einen Moment hatte hinüberreichen wollen, blieb nun bei ihm, ungelöst, ein Gewicht ohne Form, und er trug es den dunklen Hang hinunter, und es wurde mit jedem Schritt schwerer, weil er wusste, dass es niemand mehr von ihm nehmen würde.

. . . .

Kapitel 11 - Risse

Der Winter, der dem Lift sein erstes Geld bringen sollte, blieb aus. Nach dem strahlenden Januar kam ein milder, fauler Februar, Regen statt Schnee, die Hänge braun und nass, die Gondeln fuhren leer über grünes Gras. Was als Rettung gebaut war, wurde zur zweiten Last: Der Lift kostete jeden Tag, an dem er nicht lief, und er lief an zu vielen Tagen nicht. Die Investoren von unten redeten plötzlich von «Anpassungen», und Theo verstand, dass das hieß, sie würden ihren Verlust begrenzen und ihn, den Mann aus dem Tal, mit dem Rest setzen lassen. Im selben Winter kam eine andere Nachricht, leiser, aber kälter. Die kantonale Dammaufsicht hatte bei der jährlichen Kontrolle Haarrisse im unteren Drittel der Mauer festgestellt. Nichts Akutes, hieß es im Schreiben, das im Gemeindebüro lag und das Theo zufällig sah, eine Sache der Beobachtung, der Damm sei dreißig Jahre alt, das sei normal. Nichts Ernstes. Theo las das Wort und musste an seine Großmutter denken, von der er nie viel gehört hatte, und an einen anderen Winter, von dem er nichts wusste, und ein ungutes Gefühl kroch ihn an: dass im Tal die Dinge, die man «nichts Ernstes» nannte, eine Gewohnheit hatten, ernst zu werden.

Der junge Imhof, dem er sich verkauft hatte, wurde ungeduldig. Das Darlehen war günstig gewesen, freundschaftlich, unter Verwandten, aber Freundschaft im Tal hatte ein Verfallsdatum, und nun, da der Lift schwächelte, wollte Imhof Sicherheiten, wollte einen Anteil am Sternen, redete von «Umwandlung», und Theo merkte, wie sich die Schlinge, die er sich selbst um den Hals gelegt hatte,

langsam zuzog. Er war den Sternen nicht losgeworden, indem er ihn rettete; er hatte ihn nur an einen anderen verpfändet, der geduldiger war als eine Bank und am Ende mehr nehmen würde.

Eva spürte, dass ihr Vater sich verändert hatte. Er war kurz angebunden, abwesend, manchmal nachts noch in der Kammer hinter der Küche, bei den alten Papieren, von denen sie nichts wusste. An einem Sonntag, als sie zusammen am Ufer standen und der Pegel wieder einmal niedrig war und das Kreuz aus dem Wasser ragte, fragte sie noch einmal nach dem versunkenen Dorf, harmlos, kindlich, ob man da unten tauchen könne, ob die Häuser noch stünden. Und Theo, dem alles zu viel war, der Lift, die Schulden, Imhof, der Brief, den er nicht holen wollte, fuhr sie an, härter, als er es je getan hatte: Sie solle aufhören, ewig von dem verdammten See zu reden, da unten sei nichts, gar nichts, und sie solle ihn in Ruhe lassen.

Eva verstummte. Sie war zehn, und sie verstand nichts von dem, was ihren Vater quälte, aber sie verstand, dass sie ihn an einer Stelle berührt hatte, die wehtat, und dass er sie dafür gestraft hatte. Zwischen den beiden, die am sinkenden Ufer gestanden und hinausgesehen hatten, lief von diesem Tag an ein feiner Riss, kaum sichtbar, wie die Risse in der Mauer, von denen es hieß, sie seien nichts Ernstes.

. . . .

Kapitel 12 - Marlenes Schweigen endet nicht

Marlene starb im Frühjahr 1992, an einem milden Apriltag, im Schlaf, am Fenster, das auf den See ging. Die Pflegerin fand sie am Morgen, den Kopf zur Seite geneigt, das Gesicht endlich offen, entspannt, als hätte erst der Tod ihr abgenommen, was sie ein Leben lang gehalten hatte. Sie hatte das Wort nie gesagt. Dreißig Jahre lang hatte sie es getragen, und sie nahm es mit, fast ganz. Fast. Denn als Theo den Nachlass durchsah, die wenigen Dinge einer Frau, die nie viel besessen hatte, fand er zweierlei. In ihrem abgegriffenen Gebetbuch, zwischen den Seiten zum Karfreitag, lag ein Zettel, schmal, in ihrer alten, festen Schrift, und darauf stand ein einziges Wort: Kapelle. Mehr nicht. Und in der Truhe, unter der Wäsche, lag ein Umschlag. Er war alt, vergilbt, und er war beschriftet, in derselben Schrift, mit zwei Wörtern: Für Theo. Theo riss ihn auf, mit klopfendem Herzen, und der Umschlag war leer. Sie hatte ihn beschriftet und nie gefüllt. Ein Leben lang hatte sie ihrem Sohn etwas sagen wollen, hatte den Umschlag bereitgelegt für den Brief, den sie ihm schulden würde, und der Brief war nie geschrieben worden, weil sie es nicht gekonnt hatte, bis zuletzt nicht.

Theo saß mit dem leeren Umschlag in der Hand und dem Zettel daneben, auf dem Kapelle stand, und langsam fügte sich, was sie ihm im Februar gesagt hatte: Frag das Wasser. Es liegt, wo das Wasser es hütet. Da unten, bei der versunkenen Kapelle, deren Kreuz im Dürresommer aus dem See ragte, lag ein Brief, der echte, der geschriebene, der wahre, den seine Mutter vor dreißig Jahren verfasst und nie abgeschickt hatte. Das Wasser hütete ihn. Und sie hatte ihm,

mit dem leeren Umschlag und dem einen Wort, einen Weg dorthin gelegt, so gut sie es vermochte, einen letzten, stummen Versuch, ihm zu geben, was sie ihm im Leben nicht hatte geben können.

Theo stand am Tag nach der Beerdigung am Damm, oben auf der Mauer, in deren unterem Drittel die Risse liefen, von denen es hieß, sie seien nichts Ernstes, und sah hinaus auf den See. Er hätte hinuntergehen können. Er hätte warten können auf den nächsten trockenen Sommer, auf den fallenden Pegel, hätte die Kapelle aufsuchen, den Brief holen, lesen, was wahr war, hätte den Roos geben können, was ihnen gehörte, hätte die Mauer einreißen können, von der Ruth Berger gesagt hatte, das halbe Tal habe darauf gebaut.

Er tat es nicht. Er war müde, und er war verschuldet, und er hatte sich selbst schon verkauft, und ein Mann, der sich verkauft hat, holt keine Wahrheit aus dem Wasser. Er steckte den leeren Umschlag und den Zettel in die Innentasche, dorthin, wo seine Mutter dreißig Jahre zuvor einen anderen Brief getragen hatte, ohne dass er es wusste, und er ließ den See den See sein. Im Sommer darauf verkaufte er seinen Anteil am Sternen an Imhof und zog mit Eva aus dem Tal, hinunter ins Unterland, fort von der Mauer und dem Wasser und dem Kreuz, das aus ihm ragte. Er glaubte, er ließe es zurück. Er nahm es mit. Was er hätte halten müssen, ließ er ziehen; was er loszuwerden hoffte, trug er fort. Und tief unter dem See, im Dunkeln, wartete der Brief weiter, geduldig, auf jemanden, der käme — und es würde, das ahnte Theo nicht, sein eigenes Kind sein.

DRITTER BAND

Das Wasser

Riedmatt, Gegenwart

. . . .

Kapitel 1 - Rückkehr im Dürresommer

Eva kam an einem Augusttag des Jahres 2024 ins Tal, und das Erste, was sie sah, war, wie wenig Wasser noch da war. Sie hatte den Bericht der kantonalen Dammaufsicht in der Tasche und den Auftrag, die alternde Mauer zu begutachten, und sie war Hydrologin genug, um die Zahlen zu kennen, ehe sie sie maß: Es war der trockenste Sommer seit der Aufzeichnung, der See stand so tief wie nie, und entlang der freigelegten Ufer lag ein breiter Streifen rissigen Schlamms in der Sonne und stank. Sie war zweiundvierzig und seit über zwanzig Jahren nicht mehr hier gewesen. Sie hatte sich eingeredet, dass es eine Reise wie jede andere sei, ein Auftrag, eine Mauer, Messdaten; dass das Tal ihr nichts mehr bedeute. Aber als die Straße den letzten Hang nahm und der See unter ihr auftauchte, klein und grau und geschrumpft, mit dem Höfli oben am Hang, in dem niemand mehr von ihrer Familie wohnte, zog sich etwas in ihr zusammen, das sie für längst vernarbt gehalten hatte.

Sie quartierte sich im Sternen ein, weil es das einzige Hotel am Ort war. Der Gasthof war hergerichtet, freundlicher als in ihrer Erinnerung, und an der Theke stand ein Mann in den Vierzigern, ruhig, mit aufmerksamen Augen, der sich als Niklaus vorstellte und ihr den Schlüssel gab. Roos, las sie auf der Rechnung später. Niklaus Roos. Der Name sagte ihr nichts und sagte ihr alles zugleich, eine alte Kälte aus der Kindheit, ein Sich-nicht-Grüßen am Sonntag, von dem sie nie gewusst hatte, woher es kam. Sie schob es beiseite. Sie war nicht hier, um in Familiengeschichten zu graben. Sie war hier

wegen einer Mauer.

Am Abend, als die Hitze nachließ, ging sie hinunter ans Ufer, dorthin, wo das Wasser am weitesten zurückgewichen war. Sie wollte den Pegelstand mit eigenen Augen sehen, die Marken am Ufer, das Mauerwerk, das nun frei lag. Und während sie ging, über den harten, rissigen Schlamm, sah sie weit draußen im flachen Restwasser etwas stehen, das dort nicht hingehörte: ein Bauwerk, klein, dunkel, mit einem Dach und einem schiefen Kreuz, das ganz aus dem See ragte, bis zur Schwelle frei. Eine Kapelle. Eine ganze, kleine, versunkene Kapelle, die der Dürresommer dem Wasser abgerungen hatte, zum ersten Mal seit über sechzig Jahren wieder begehbar. Eva blieb stehen und sah sie an, lange, und wusste nicht, warum ihr das Herz schlug, als hätte sie etwas gefunden, das sie gar nicht gesucht hatte.

. . . .

Kapitel 2 - Der Mann vom Sternen

Niklaus Roos war ein guter Wirt, aufmerksam, ohne aufdringlich zu sein, und er wusste mehr über das Tal, als ein Wirt wissen musste. Beim Frühstück, beim Abendessen, kam er an ihren Tisch, nicht zu oft, und redete, und Eva, die zwanzig Jahre in Städten gelebt hatte, fand es zunächst angenehm, mit jemandem zu reden, der die Hänge kannte, die sie vermessen sollte. Es fiel ihr erst nach ein paar Tagen auf, dass seine Gespräche eine Richtung hatten. Er wusste, dass sie eine Aregger war, und er ließ es beiläufig fallen, dass die Areggers oben am Höfli ein altes Geschlecht seien, schuldenfrei seit Generationen, ein Glück, das nicht jeder Hof im Tal gehabt habe. Er erwähnte, ohne dass das Gespräch es verlangte, einen Großonkel von sich, der beim Bau des Damms gearbeitet habe und dort, im Spätherbst zweiundsechzig, «verunglückt» sei. Er sagte das Wort verunglückt mit einer winzigen Pause davor, einer Lücke, in die ein anderes Wort gepasst hätte, und Eva, die in Pegeln und Wahrscheinlichkeiten dachte und nicht in den ungesagten Worten eines Bergtals, hörte die Lücke nicht.

Was ihr auffiel, war anderes. In seinem kleinen Büro hinter der Rezeption, dessen Tür meist offen stand, hingen alte Fotos: der Damm im Bau, Männer auf Gerüsten, die Kapelle, bevor sie versank. An der Wand, halb von einem Kalender verdeckt, eine Karte des alten Tals mit Bleistiftmarkierungen, und auf dem Schreibtisch, unter einem Stapel Rechnungen, lugte der Rand von Fotokopien hervor, vergilbte Dokumente, die nichts mit einem Gasthof zu tun hatten. Es passte nicht zu einem Wirt. Es sah aus wie das Arbeitszimmer eines

Menschen, der seit Jahren an etwas arbeitete, das keinen Gast etwas anging.

«Sie interessieren sich für die Geschichte», sagte sie einmal, halb fragend.

«Es ist mein Tal», sagte Niklaus, und er lächelte, freundlich, und schob, wie nebenbei, den Stapel Rechnungen über die Kopien. «Man will wissen, wo man herkommt.»

Es war eine harmlose Antwort, und sie war gelogen, das spürte Eva, ohne es belegen zu können, so wie man spürt, dass ein Wasser tiefer ist, als es aussieht. Zwischen ihnen war Reibung von Anfang an, der alte Frost zwischen Aregger und Roos, den keiner von beiden benennen konnte, und unter dem Frost, das merkte Eva mit Unbehagen, war noch etwas anderes, eine Aufmerksamkeit füreinander, die sie nicht gesucht hatte und die ihr, je länger sie blieb, immer schwerer zu übersehen fiel.

. . . .

Kapitel 3 - Der Riss in der Mauer

Die Mauer war schlechter dran, als der Bericht vermuten ließ. Eva verbrachte drei Tage damit, sie abzugehen, zu vermessen, die Risse zu kartieren, und was sie fand, gefiel ihr nicht. Die Haarrisse, die man vor dreißig Jahren als «nichts Ernstes» notiert hatte, waren gewachsen; im unteren Drittel lief ein Netz feiner Linien durch den Beton, und an zwei Stellen sickerte, trotz des niedrigen Pegels, Wasser durch, wo keines durchsickern sollte. Die Mauer war alt, sie war müde, und in einem nassen Frühjahr, mit vollem Stausee, wollte Eva nicht für sie geradestehen. Ihr Befund war klar: Die Mauer musste saniert werden, gründlich, und für die Sanierung musste der See abgesenkt werden, dauerhaft und weit, viel weiter als je zuvor. Das hieß, der untere Seegrund würde freigelegt, das alte Tal, die Felder, der Weg, die Kapelle, alles, was seit zweiundsechzig unter Wasser lag, käme wieder ans Licht.

Sie ahnte nicht, dass dieser nüchterne ingenieurtechnische Satz die Hand an etwas legte, das zu berühren das Tal seit drei Generationen vermied.

Sie merkte es, als sie ihren Zwischenbefund im Gemeindehaus vortrug. Der Gemeindepräsident, ein jovialer Mann, der vom Tourismus lebte wie das halbe Dorf, hörte sich die Risse an und kam dann sehr schnell auf den Pegel zu sprechen. Ob eine Absenkung wirklich nötig sei. Ob man nicht beobachten, abwarten, kleinere Maßnahmen prüfen könne. Der See sei das Kapital des Tals, die Badegäste, die Boote, die Postkartenansicht; ein abgesenkter See mit einem stinkenden Schlammgürtel sei für niemanden gut. Er sagte es

freundlich, vernünftig, und Eva erkannte den Ton, ohne ihn benennen zu können: den Ton von Leuten, die einen Befund nicht widerlegen, sondern verwalten wollen.

Sie hielt dagegen, sachlich, mit ihren Zahlen, und sah doch, dass sie allein stand, dass das Tal lieber das Risiko der Mauer trug als die Gewissheit des Schlamms. Sie ging an diesem Abend mit einem unguuten Gefühl in den Sternen zurück, dem Gefühl, in etwas hineingeraten zu sein, das größer war als eine Mauer, ohne zu wissen, was.

Niklaus wartete an der Theke. Er hatte gehört, wie es gelaufen war, im Tal sprach sich alles herum. «Sie geben Ihnen Gegenwind», sagte er. Es war keine Frage. Und dann, leiser, mit einem Blick, der zu viel wusste: «Wenn Sie für Ihren Befund Material brauchen — alte Unterlagen zum Damm, zur Bauzeit, zu dem, was hier wirklich liegt —, ich habe einiges. Mehr als das Archiv.» Er sah sie an. «Ich helfe Ihnen, den See abzusenken, Frau Aregger. Ich habe einen Grund.»

. . .

Kapitel 4 - Die freigelegte Kapelle

Der Pegel fiel weiter, Tag um Tag, und an einem glühenden Nachmittag lag der Weg zur Kapelle ganz frei, ein schlammiger, trocknender Pfad, über den man, in Stiefeln, hinauskam bis an die kleine, schiefe Mauer. Eva ging hinaus, weil es zu ihrer Arbeit gehörte, sagte sie sich, weil sie den freigelegten Grund dokumentieren musste; in Wahrheit zog es sie hin, seit sie das Kreuz aus dem Wasser hatte fagen sehen. Niklaus kam mit. Er hatte angeboten, den Weg zu kennen, die festen Stellen im Schlamm, und das stimmte; aber er war auch zu bereitwillig, zu wach, als sie die Schwelle der Kapelle überschritten, in den kleinen Vorraum, dessen Wände schwarz waren von sechzig Jahren Wasser und in dem es nach Fäulnis und nasser Erde roch. Eva tastete die Mauern ab, fotografierte, maß; sie sah die Spuren, wo das Wasser jahrzehntelang gestanden hatte, eine waagrechte Linie, hoch oben.

Niklaus stand bei einem bestimmten Stein. Er stand zu lange dort, zu still, und als Eva sich umdrehte, sah sie, dass er einen losen Stein aus der Mauer gezogen hatte, schnell, geübt, als hätte er gewusst, dass er lose war, als hätte er ihn schon einmal gezogen. Dahinter war eine Höhlung, und in der Höhlung lag etwas: ein flaches Stück Blech, eine alte Dose, grünspanüberzogen, in nass gewordenes Tuch gewickelt.

«Was ist das?», sagte Eva.

Niklaus hielt die Dose einen Moment, und über sein ruhiges Gesicht ging etwas, das er gleich wieder verschloss. «Nichts», sagte

er und schob die Dose in die Jackentasche, zu schnell, viel zu schnell für einen Mann, der gerade zufällig etwas gefunden hat. «Altes Blech. Liegt hier alles voll.»

Aber Eva hatte die Bewegung gesehen, das Geübte, das Vorbereitete, und sie hatte gesehen, dass er nicht überrascht war. Niemand, der zufällig in einer überfluteten Kapelle steht, greift so. «Sie haben gewusst, dass das da ist», sagte sie. Es war keine Frage mehr. Niklaus sah sie an, lange, im Halbdunkel des Vorraums, das Wasser tropfte irgendwo, und er sagte nichts, und sein Schweigen war die deutlichste Antwort, die sie an diesem Ort bekommen konnte.

. . . .

Kapitel 5 - Was Niklaus längst wusste

Sie stellte ihn am Abend, in seinem kleinen Büro, bei geschlossener Tür. Sie verlangte zu wissen, was die Dose enthielt und woher er gewusst hatte, dass sie da war, und Niklaus, der gesehen hatte, dass er sich nicht mehr herausreden konnte, gab nach. Er holte aus dem Schrank einen Ordner, dick, abgegriffen, das Werk vieler Jahre, und legte ihn vor sie hin. «Mein Großonkel hieß Anton Roos», sagte er. «Er ist im November zweiundsechzig am Damm gestorben. Offiziell ein Unfall. In meiner Familie hat man das nie geglaubt, und keiner konnte sagen, warum nicht, es war nur ein Wissen, das weitergegeben wurde wie eine Krankheit.» Er schlug den Ordner auf. Fotokopien, Abrechnungen, ein Protokoll mit einer fehlenden Seite, Briefe, Notizen. «Ich grabe seit zwanzig Jahren. Ich habe die Abrechnungen des Dammbaus rekonstruiert, so weit es ging. Es wurde betrogen, damals, Material verrechnet, das nie geliefert wurde, und das Geld floss in ein paar Höfe und in eine Entschädigung, die zu groß war für den Schaden. Mein Großonkel hat den Betrug entdeckt. Wenige Tage später war er tot.»

Eva sah die Dokumente durch, mit dem geübten Blick für Zahlen, den ihr Vater ihr vererbt hatte, ohne dass sie es wusste, und sie sah, dass es stimmte. «Und die Dose?»

«Die habe ich vor zwei Wochen gefunden, als der Pegel die Kapelle freigab. Ich habe sie geöffnet.» Er legte sie auf den Tisch, das Tuch daneben. «Da ist ein Brief drin. Alt. Mit dem Namen meines Großonkels darauf, in einer Frauenhandschrift. Ich habe ihn

nicht gelesen.» Er sah sie an. «Sechzig Jahre lang hat in meiner Familie keiner gewusst, was wirklich war. Ich habe gewartet. Ich wollte ihn nicht allein öffnen. Ich wollte, dass eine Aregger dabei ist, wenn die Wahrheit aus dem Wasser kommt. Und jetzt sitzt eine vor mir.»

Eva war hin- und hergerissen zwischen Empörung — er hatte sie benutzt, von der ersten Stunde an, ihre Mauer, ihren Befund, ihren Namen — und einer Ahnung, dass er recht hatte, dass dieser Brief sie etwas anging, dass das alte Frösteln zwischen ihrer und seiner Familie hier seinen Grund hatte. Sie sah die ungeöffnete Dose, den Namen Anton Roos in einer Schrift, die ihr fremd war und es vielleicht nicht sein durfte. «Wenn wir ihn öffnen», sagte sie schließlich, «dann zusammen. Jetzt. Oder gar nicht. Ich will nicht, dass Sie mir hinterher erzählen, was drinstand.»

Niklaus nickte. «Zusammen», sagte er. Aber Eva hob die Hand. Nicht heute. Sie musste vorher zu jemandem. Es gab einen Menschen, der mehr wusste als alle Ordner, und sie hatte zwanzig Jahre nicht mit ihm geredet.

. . . .

Kapitel 6 - Theos Version

Theo lebte in einer kleinen Wohnung am Rand einer Kleinstadt im Unterland, zweiundsechzig Jahre alt, früh gealtert, allein. Eva hatte ihn seit über zwanzig Jahren nicht gesehen, seit jenem Streit, der sie aus dem Tal getrieben hatte und über den beide nie wieder geredet hatten. Sie hatte ihm vorgeworfen, ein Feigling zu sein, ohne sagen zu können, wovor er sich drückte; sie hatte nur gespürt, dass ihr Vater eine offene Wunde mit sich trug und sie lieber bluten ließ, als sie anzusehen, und dass er sie, das Kind, gestraft hatte, wann immer sie an die Stelle rührte. Sie war gegangen, jung und zornig, und hatte den wahren Grund nie genannt, weil sie ihn selbst nicht gekannt hatte. Jetzt saß sie ihm gegenüber, und sie legte die Kopien aus Niklaus' Ordner auf den Tisch, und sie sagte: «Ich weiß von Anton Roos. Ich weiß von den Abrechnungen. Erzähl mir, was du weißt.»

Theo sah die Papiere an, lange, und etwas in seinem Gesicht gab nach, ein Damm, der seit dreißig Jahren hielt. Stückweise kam es heraus. Wie er einundneunzig die Kiste auf dem Estrich gefunden hatte. Wie er die Zahlen gelesen und begriffen hatte, dass der Wohlstand der Familie aus jener Sache stammte. Wie er nicht zur Wahrheit gegangen war, sondern zum jungen Imhof, und das Wissen gegen ein Darlehen für den Sternen eingetauscht hatte. «Ich habe es benutzt», sagte er, und seine Stimme war heiser. «Ich hatte es in der Hand, und ich habe es verkauft, statt es zu öffnen. Das ist es, was ich getan habe.»

Und dann erzählte er von Marlene. Von ihrem letzten Winter, von dem Satz «Frag das Wasser, nicht mich». Von dem leeren Umschlag in ihrer Truhe, beschriftet «Für Theo», den sie nie hatte füllen können, und von dem Zettel im Gebetbuch, auf dem nur das Wort Kapelle stand. «Sie hat mir den Weg gelegt», sagte Theo. «So gut sie konnte. Und ich bin ihn nicht gegangen. Ich habe den Umschlag eingesteckt und bin weggezogen und habe geglaubt, ich lasse es zurück.»

Eva saß still. Und in dieser Stille verstand sie zum ersten Mal, was sie als junge Frau aus dem Tal getrieben hatte: nicht eine Bosheit ihres Vaters, sondern seine Feigheit, die Last, die er trug und nicht ablegte und an der er alle um sich her verbittern ließ, sie als Kind eingeschlossen. Der Streit von damals hatte einen Grund gehabt, den keiner von ihnen hatte benennen können, und der Grund saß jetzt vor ihr, ein alter, gebrochener Mann, der endlich redete.

«Geh du hin», sagte Theo. «Hol den Brief. Lies, was wahr ist. Tu, wozu ich zu feige war.» Er sah sie an, und in seinen Augen war etwas, das fast Bitte und fast Stolz war. «Du warst immer die mit dem geraden Rücken. Schon als Kind, am Ufer. Geh.»

. . .

Kapitel 7 - Der Brief

Sie öffneten ihn am Abend, im Büro des Sternens, bei geschlossener Tür, zu zweit, wie Eva es verlangt hatte. Niklaus löste vorsichtig das brüchige Tuch, dann die Dose, und darin lag, klamm, aber lesbar, ein Umschlag mit dem Namen Anton Roos, und in dem Umschlag ein Bogen Papier, eng beschrieben in einer festen, geneigten Frauenschrift. Es war die Schrift von Marlene, Evas Großmutter, geschrieben in einer Novembernacht des Jahres zweiundsechzig, an ihren Bruder, den sie am nächsten Morgen hatte warnen wollen und nie erreicht hatte. Eva las ihn laut, mit ruhiger Stimme, die einmal brach. Marlene warnte Anton, nicht zur Behörde zu fahren, noch nicht. Und sie schrieb, warum: weil die Spur des Betrugs nicht nur zum Bauführer und zu den reichen Höfen führte, sondern mitten in ihre eigene Familie, zu einem Mann namens Roos — einem Vetter, der das Lager geführt und das verrechnete, nie gelieferte Material gedeckt hatte, Hand in Hand mit den Imhofs. «Wenn du das aufdeckst», hatte Marlene geschrieben, «triffst du nicht die Fremden. Du triffst unser eigenes Blut, und du triffst dich selbst, und am Ende das ganze Tal.» Und im letzten Absatz, in einer zittrigen Zeile, etwas, das Eva und Niklaus den Atem nahm: dass Marlene am Morgen von Antons Tod zur Baustelle gegangen war, mit diesem Brief in der Hand, und von ferne etwas gesehen hatte am Gerüst, eine Bewegung, einen Sturz, den sie nie hatte einordnen können — ob Unfall, ob Hand, ob wessen Hand. «Ich weiß nicht, was ich gesehen habe», stand da. «Und weil ich es nicht weiß, kann ich nichts sagen, und weil ich nichts sage, bin

ich schuldig wie alle.»

Lange saßen die beiden still. Es gab keinen klaren Schuldigen, den man hätte ausrufen können, kein einfaches Bild von Opfer und Täter. Antons eigener Vetter, ein Roos, hatte den Betrug gedeckt; die Areggers und Imhofs hatten profitiert und geschwiegen; Marlene hatte aus Liebe zu ihrem schuldigen Blut geschwiegen und war daran zur stummen Frau am Fenster geworden. Die Schuld war geteilt, über Familien und Generationen, Tat und Schweigen ineinander verwoben so dicht, dass man keinen Faden ziehen konnte, ohne dass alles riss.

«Mein Großonkel war kein reiner Held», sagte Niklaus leise, fast zu sich. «Und deiner war kein reiner Schurke.»

«Niemand war hier rein», sagte Eva. «Das ist es ja.» Sie legte den Brief auf den Tisch, zwischen sie, dieses sechzig Jahre alte, nasse Blatt, auf dem eine tote Frau endlich redete, und sie wusste, dass es ihnen keine Erlösung brachte, sondern eine Aufgabe.

. . .

Kapitel 8 - Was man damit macht

Sie stritten darüber, was mit dem Brief geschehen solle, und der Streit war kein Zorn, sondern eine Ratlosigkeit, die beide redlich machte. Niklaus wollte ihn öffentlich machen, ganz, sofort; sechzig Jahre habe seine Familie auf eine Wahrheit gewartet, und nun, da sie da sei, dürfe man sie nicht wieder zudecken. Eva war vorsichtiger. Was nützte es, fragte sie, einem toten Vetter den Betrug nachzuweisen, eine tote Großmutter der Mitwisserschaft? Wem half es? Es gab keine Schuldigen mehr zu bestrafen, nur Nachkommen zu beschämen, ein halbes Tal, das von der alten Regelung lebte, ohne es zu wissen. Und doch ließ sich die Sache nicht mehr zudecken, denn sie hing an der Mauer. Die Sanierung, die Eva empfehlen musste, würde den See absenken und den Seegrund freilegen, das alte Tal, die Kapelle, alles; und mit dem Wasser würde auch die Geschichte ans Licht kommen, ob man wollte oder nicht. Das eine ließ sich vom anderen nicht trennen. Der Befund über die Mauer und der Brief aus dem Wasser waren dieselbe Bewegung.

Das Tal spürte es kommen und schloss sich, wie es sich immer geschlossen hatte. Die Nachfolgerin der alten Ruth Berger, eine tüchtige Frau in den Fünfzigern, die das Gemeindebüro führte, lud Eva zu einem Gespräch und sprach, freundlich und vernünftig, vom Wohl des Tals. Man müsse das nicht alles aufrühren. Die Mauer, ja, das sei eine sachliche Frage, da finde man Lösungen. Aber alte Geschichten, Tote, Schuld von vor sechzig Jahren — das bringe niemandem etwas außer Unfrieden. Sie sagte es genau so, wie es vor

dreißig Jahren Ruth zu Theo gesagt hatte, wie es vor sechzig die ganze Versammlung einander gesagt hatte, derselbe ruhige, mterliche Ton, der eine Wahrheit nicht leugnet, sondern verwaltet.

Und Eva spürte den Sog. Sie spürte, wie verlockend es war, vernünftig zu sein, den Befund abzuschwächen, den Brief ins Archiv zu legen und schweigen zu lassen, dazuzugehören, das Tal nicht zu verstören. Es war derselbe Sog, der ihre Großmutter gebunden und ihren Vater gekauft hatte, und sie verstand zum ersten Mal, wie er wirkte: nicht durch Drohung, sondern durch Vernunft, durch die leise, plausible Stimme, die sagt, es sei besser für alle. Sie verstand, warum drei Generationen ihm nachgegeben hatten.

Sie gab ihm nicht nach. Aber sie tat auch nicht, was Niklaus wollte. Sie traf eine Entscheidung, die in der Mitte lag und die niemandem ganz recht war: Den Befund über die Mauer würde sie ungeschönt vorlegen, mit der nötigen Absenkung, ohne Rücksicht auf den Tourismus; das war ihre Pflicht, und die war nicht verhandelbar. Und den Brief würde sie nicht verstecken und nicht zum Skandal machen, sondern dorthin geben, wo solche Dinge hingehrten: ins Archiv, beglaubigt, offen einsehbar, ein Dokument unter Dokumenten, das jeder lesen konnte, der fragte, und niemand musste, der nicht wollte. Die Wahrheit sollte nicht über das Tal hereinbrechen. Sie sollte nur aufhören, verborgen zu sein.

. . . .

Kapitel 9 - Das Tal redet

Eva legte beides vor, in derselben Woche: den Sanierungsbericht mit der unvermeidlichen Absenkung im Gemeindesaal, und, zwei Tage darauf, den Brief samt Niklaus' Unterlagen als beglaubigte Kopie im Bezirksarchiv, mit einer knappen, sachlichen Notiz, was er war und woher er kam. Sie tat es ohne Pathos, ohne Anklage, so nüchtern, wie sie eine Mauer vermaß. Das Tal reagierte nicht mit dem Aufschrei, den Niklaus gefürchtet und vielleicht erhofft hatte. Es reagierte mit dem alten Reflex. Man verwaltete. Der Gemeindepräsident sprach von einem «historischen Vorgang, der sachlich aufzuarbeiten» sei. Die Zeitung im Bezirk brachte einen kurzen, vorsichtigen Artikel. Ein paar alte Leute, die noch wussten oder ahnten, kamen zu Eva, nicht laut, sondern im Vorbeigehen, an der Tür des Sternen, auf der Straße, und sagten leise, es sei gut, dass es nun heraus sei, ihre Mutter, ihr Vater habe immer etwas gewusst und nie gewagt; sie dankten ihr fast verstohlen, als wäre auch der Dank noch etwas, das man besser nicht laut sagte. Andere wandten sich ab. Manche Aregger-Verwandte grüßten Eva nicht mehr. Im Tourismusverein sorgte man sich um den abgesenkten See und um das Gerede.

Niklaus stand das alles auf eine Weise durch, die Eva nicht erwartet hatte. Er hatte sechzig Jahre Familienschmerz an diesem einen Punkt hängen gehabt, und nun, da die Wahrheit dalag, fand er keinen Triumph darin und keine einfache Genugtuung. Sein Großonkel war gerächt und zugleich vom Sockel geholt, ein junger Mann, der das Richtige gewollt und sich dabei in das Unrecht der

eigenen Familie verstrickt gefunden hatte. «Ich dachte, es würde mich leichter machen», sagte Niklaus eines Abends. «Es macht mich nur klarer. Das ist nicht dasselbe.»

Und Eva verlor in diesen Wochen die letzte Illusion, mit der sie ins Tal gekommen war, ohne von ihr gewusst zu haben: dass die Wahrheit befreie, von selbst, sobald man sie nur ausspreche. Sie befreite nichts. Niemand fiel sich in die Arme, kein Bann brach, kein Tal atmete sichtbar auf. Die Wahrheit lag jetzt im Archiv, einsehbar, und das Leben ging weiter, mühsam, verlegen, ein wenig anders. Es war weniger, als sie gehofft hatte, und es war, das begriff sie langsam, vielleicht genau das, was möglich war: nicht Erlösung, nur ein Ende des Versteckens.

. . . .

Kapitel 10 - Absenkung

Im Spätherbst begann die Sanierung. Sie senkten den See kontrolliert ab, weiter, als er je gewesen war, und ließen ihn unten, damit die Bautrupps an die Mauer kamen. Was im Dürresommer der Zufall der Trockenheit ein paar Wochen lang gezeigt hatte, machten nun die Ingenieure dauerhaft: Der alte Talgrund kam zurück ans Licht. Der Weg tauchte auf, die Mauern der versunkenen Gärten, die Fundamente von Häusern, an die sich kaum noch jemand erinnerte, und die Kapelle stand wieder frei auf trockenem Grund, klein und schwarz und unbeirrt, mit ihrem schiefen Kreuz, als wäre sie nie fort gewesen. Eva dokumentierte es, weil es ihre Arbeit war, Pegel und Profile und Setzungen, und während sie es tat, kam ihr der Gedanke, dass ihre Arbeit und das, was mit ihrer Familie geschah, dieselbe Bewegung vollzogen: ein Wasser sank, und gab frei, was es verborgen hatte. Sie hatte das Tal vermessen und dabei ihr eigenes Geschlecht freigelegt, beides in einem Sommer, beides unaufhaltsam, sobald der Pegel einmal fiel.

Theo kam ein letztes Mal ins Tal. Er war alt und unsicher auf den Beinen, und Eva holte ihn vom Bahnhof unten und fuhr ihn hinauf, und sie stellten sich gemeinsam an den Rand des trockengelegten Grundes, Vater und Tochter, dorthin, wo einst Wasser gewesen war und nun der alte Weg lag, von dem Marlene vor zweiundsechzig Jahren zur Baustelle hinuntergegangen war. Theo sah die Kapelle, die er als junger Mann nur als Kreuz im See gekannt hatte und in die er nie gegangen war. «Da liegt es also», sagte er. «So nah. Die ganze

Zeit so nah.»

Sie redeten wenig. Es gab nicht viel zu sagen, das nicht der Brief schon gesagt hätte. Aber sie standen nebeneinander, und zum ersten Mal seit Evas Kindheit lag zwischen ihnen nicht mehr die alte Lüge, dieses Zugedeckte, an dem ihre ganze Beziehung sich wundgerieben hatte. Es war nicht Versöhnung, kein großes Wort, keine Umarmung; es war etwas Schlichteres und Härteres, zwei Menschen, die endlich dasselbe wussten und es nicht mehr voreinander verstecken mussten. Theo legte ihr, wie einst sein Vater seiner Mutter, die Hand auf die Schulter, und diesmal, das spürte Eva, bedeutete die Geste das Gegenteil von damals: kein Vertrag des Schweigens, sondern seine Auflösung. Sie ließ die Hand auf ihrer Schulter. Sie schüttelte sie nicht ab. Und auch das war eine Entscheidung, ihre eigene, gegen die der Großmutter gesetzt, sechzig Jahre später, am selben Ufer.

. . .

Kapitel 11 - Niklaus und Eva

Zwischen Eva und Niklaus war mehr geworden, als die gemeinsame Geschichte erklärte, und zugleich stand genau diese Geschichte zwischen ihnen wie der Brief auf dem Tisch in jener Nacht. Sie hatten zusammen eine Wahrheit aus dem Wasser geholt, hatten dasselbe gesehen, dasselbe getragen; das verband enger, als ein Sommer es sollte. Aber sie waren auch eine Aregger und ein Roos, und ihre Familien hatten sich sechzig Jahre nicht in die Augen gesehen, und das löste sich nicht auf, nur weil zwei Menschen es gern gelaubt hatten. Sie redeten darüber, ehrlich, wie sie über alles ehrlich geworden waren. Niklaus würde bleiben. Der Sternen war sein, das Tal war sein, er hatte sechzig Jahre Familiengeschichte in diesem Ort verankert und würde sie nicht gegen eine Stadt tauschen. Eva gehörte nicht mehr hierher; sie hatte sich ein Leben anderswo gebaut, aus gutem Grund, und der Brief, so sehr er sie zurückgeholt hatte, machte aus dem Tal nicht wieder ihre Heimat. Das war die nüchterne Lage, und sie sprachen sie aus, ohne sie schönzureden.

«Ich werde nicht in einer Bergwirtschaft alt», sagte Eva. «Und du gehst nicht ins Unterland. Das wissen wir beide.»

«Ja», sagte Niklaus. «Das wissen wir.» Er lächelte, und es war kein bitteres Lächeln. «Aber es gibt einen Unterschied zwischen einer Sache, die man verschweigt, weil sie nicht sein darf, und einer, die man offenlässt, weil sie noch nicht entschieden ist. Ich bin für das Zweite.»

Und dabei blieb es, offen, unentschieden, ohne den Kitsch eines Versprechens und ohne die Lüge eines Schlussstrichs. Sie würde wiederkommen, manchmal, wegen der Mauer, wegen des Archivs, vielleicht wegen seiner. Er würde nicht warten und die Tür nicht zumachen. Es war keine Liebesgeschichte mit einem Ende, sondern der ehrliche Anfang von etwas, dessen Form noch niemand kannte.

Am letzten Abend gingen sie zusammen hinaus zur Kapelle, über den trockengelegten Grund, im roten Licht des sinkenden Herbsttages. Sie standen in dem kleinen, schwarzen Vorraum, vor der leeren Höhlung, aus der die Dose gekommen war, und sagten nichts. Es war nichts mehr zu bergen. Das Wasser hatte hergegeben, was es sechzig Jahre gehütet hatte, und der Ort war nur noch ein Ort, eine alte, schiefe Kapelle auf festem Grund, und das, fand Eva, war vielleicht das Beste, was geschehen konnte: dass aus einem Geheimnis wieder ein Stein und ein Balken und ein bisschen feuchte Luft wurden.

. . .

Kapitel 12 - Was bleibt, wenn das Wasser sinkt

Eva verließ das Tal an einem klaren Novembermorgen, und diesmal war es keine Flucht. Vor zwanzig Jahren war sie gegangen, jung und zornig, mit einem ungenannten Grund im Bauch; jetzt ging sie aufrecht, mit offenen Augen, und der Unterschied zwischen den beiden Abschieden war alles, was diese Monate sie gelehrt hatten. Den Brief nahm sie mit, das Original in einer säurefreien Hülle, weil das Bezirksarchiv eine beglaubigte Kopie behielt und das Original besser bei einem Menschen aufgehoben war als in einem Magazin. Sie würde ihn aufbewahren, nicht verstecken; das war der ganze Unterschied, und es war ein großer. Was ihre Großmutter aus Angst ins Wasser gelegt hatte, für jemanden, der käme, trug sie nun ans Licht, ans Tageslicht, ein Stück Papier unter Papieren, einsehbar, beendet.

Bevor sie fuhr, ging sie noch einmal hinunter an die Mauer, oben auf die Krone, in deren unterem Drittel jetzt die Baupatrups arbeiteten und die Risse schlossen, die man sechzig Jahre lang «nichts Ernstes» genannt hatte. Sie sah hinaus über den abgesenkten See, über den freigelegten Grund, über die Kapelle und den alten Weg, und für einen Augenblick war ihr, als stünde sie nicht allein dort, als stünde am selben Ufer, im selben Licht, eine junge Frau mit einem Brief in der Hand, die sich abwandte und den Hang hinaufging, ohne sich umzudrehen. Marlene. Dasselbe Ufer, drei Generationen, ein Bogen, der sich schloss.

Und Eva begriff, was sie gesucht und nicht in Worte gefasst hatte, all die Wochen, all die Jahre: dass nicht die Wahrheit erlöst. Die

Wahrheit lag jetzt offen, und niemand war erlöst; das Tal war nicht besser geworden, die Toten nicht lebendig, die Schuld nicht getilgt. Was sich geändert hatte, war ein Einziges, und es war genug: Man hörte auf zu verwalten. Man hörte auf, das Wasser über dem Weg zu halten. Drei Generationen lang hatte das Tal die Luft angehalten über einer versenkten Sache, hatte sie verschwiegen, verrechnet, vererbt; und nun, da der Pegel gefallen und die Sache benannt war, durfte es endlich ausatmen, nicht erleichtert, nicht glücklich, nur ehrlich.

Sie stieg ins Auto und fuhr den Hang hinab, an den Gärten vorbei, die wieder Gärten werden würden, an der Kapelle vorbei, die wieder eine Kapelle war. Hinter ihr lag das Tal im klaren Novemberlicht, der abgesenkte See, die Mauer, die man reparierte, der Grund, der alles getragen hatte und nun wieder offen dalag. Das Wasser war gesunken. Und was blieb, wenn das Wasser sank, war kein Geheimnis mehr und keine Strafe, sondern nur das Tal selbst, nackt und wirklich und endlich sichtbar, das nach sechzig Jahren hörbar den Atem ausließ, den es so lange angehalten hatte.

Über dieses Buch

Das Tal hält den Atem an

Ein Schreib-Experiment von aban news, Kapitel für Kapitel mit Claude Opus verfasst und redigiert.

Riedmatt, der Stausee und alle Figuren sind erfunden; Ähnlichkeiten mit realen Orten oder Personen sind Zufall.

© 2026 aban news · Allen Chour, Belp (CH) · abannews.com